

Old Leinfelder Richard von
aing Peter Greenaway
Reich-Ranicki Horst Brede-
Steinbrück und Karin Hem-
Aleese Hartwig Piepenbrock
eger Toomas Hendrik Ilves



Angelegentlich.

REDEN UND VORTRÄGE
DES PRÄSIDENTEN CHRISTOPH MARKSCHIES
AUS DEN JAHREN 2006 BIS 2009

Wolf Biermann Gerhard Ertl
uel Linscheid Richard Schrö-
Angela Merkel



Angelegentlich.

Reden und Vorträge des Präsidenten
Christoph Marksches

Angelegentlich.

REDEN UND VORTRÄGE
DES PRÄSIDENTEN CHRISTOPH MARKSCHIES
AUS DEN JAHREN 2006 BIS 2009

INHALT

- 8 Vorwort

2006

- 13 Besuch des französischen Premierministers Villepin
- 16 Amtseinführung von
Generaldirektor Prof. Dr. Leinfelder
- 21 Die Humboldt-Universität im Humboldt-Forum –
Symposium zum Humboldt-Forum
- 33 Rede zur Eröffnung des Akademischen Jahres 2006/2007
- 39 Humboldt-Rede zu Europa
von Richard von Weizsäcker
- 41 Humboldt-Rede zu Europa
von Valéry Giscard d'Estaing
- 44 Die Weihe des Hauses:
Einweihung der Institute am Hegelplatz
- 48 Einhundertfünfundsiebzigjähriges Bestehen
der Universitätsbibliothek

2007

- 53 Eröffnung der Thyssen-Vorlesung von Peter Greenaway
- 55 Abschiedsvorlesung von Heinrich August Winkler
- 60 Verleihung der Ehrendoktorwürde an Marcel Reich-Ranicki
- 64 Wissenschaftskommunikation im öffentlichen Raum –
welche Rolle spielen die Universitäten? –
Tagung »Wissenschaftskommunikation im öffentlichen Raum«
- 68 Eröffnung der Humboldt Graduate School

- 72 60. Geburtstag von Horst Bredekamp
- 77 Eröffnung des Berliner Bernstein Centrums
für Computational Neuroscience
- 82 Einweihung des neuen Gebäudes der Theologischen Fakultät
- 85 Philosophischer Fakultätentag – Zukunft? Geisteswissenschaften!
- 88 Einweihung der neugestalteten Säle im Naturkundemuseum
- 94 Verabschiedung des Generalsekretärs
der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Dr. Reinhard Grunwald
- 97 Eröffnung der Pergola am Bebelplatz
- 99 10-jähriges Jubiläum des Walter Hallstein-Instituts
- 102 Lesung aus den Tagebüchern Harry Graf Kellers
von Bundesminister Peer Steinbrück und Karin Hempel-Soos

2008

- 107 Emeritierung von Wulff Plinke
- 113 Humboldt-Rede zu Europa
der Präsidentin der Republik Irland, Mary McAleese
- 115 75. Jahrestag der Bücherverbrennung
- 118 Feierliche Schenkung des »Heiner Müller Archivs/Transitraum«
an die Humboldt-Universität
- 123 Richtfest des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums
- 128 Verleihung der Universitätsmedaille an Hartwig Piepenbrock
- 130 Lesung von Bernhard Schlink »Das Wochenende«
- 133 Enthüllung einer Harnack-Tafel
- 136 Grußwort zur Eröffnung der Ausstellung
»Johann Gustav Droysen 1808-1884«

- 143 Verabschiedung des Direktors
des Großbritannienzentrums, Prof. Dr. Jürgen Schlaeger
- 145 Eröffnung des Akademischen Jahres 2008/2009
- 149 Humboldt-Rede zu Europa
des Estnischen Staatspräsidenten Toomas Hendrik Ilves
- 151 Eröffnung der Ausstellung »Verraten und Verkauft.
Jüdische Unternehmen in Berlin 1933-1945«
- 156 Spiegel-Gespräch
mit dem Außenminister a. D. Joschka Fischer
- 158 Verleihung der Universitätsmedaille
an Hans Keilson
- 161 Verleihung der Diplomurkunde und der Ehrendoktorwürde
an Wolf Biermann

2009

- 167 Verleihung der Ehrendoktorwürde
an Gerhard Ertl
- 171 70. Geburtstag von Heinrich August Winkler
- 173 Abschiedsvorlesung von Richard Schröder
- 179 Abschiedsvorlesung von Erich Thies
- 181 Friedrich-Wilhelms-Universität und Humboldt-Universität:
Zur Neubenennung der Berliner Universität vor 60 Jahren
- 187 Vorstellung Joachim Gauck
- 192 Humboldt-Rede zu Europa
von Angela Merkel
- 196 Impressum

VORWORT

Universitätspräsidenten der unternehmerischen Hochschulen unserer Tage wollen keine Wissenschaftler (mehr) sein und lesen die von Referenten aufwendig formulierten Grußworte lustlos von Manuskripten ab, deren extra große Buchstaben mit Leuchtstiften markiert sind, damit das Wichtige nicht ungesagt bleibt. Die Humboldt-Universität zu Berlin ist wohl eine unternehmungslustige Hochschule (dafür bieten die folgenden Seiten vielerlei Zeugnisse), aber kann schon aufgrund ihrer besonderen, schönen wie schrecklichen Geschichte keine unternehmerische Hochschule im Sinne jener unglücklichen Versuche sein, aus der *Universitas litterarum* eine Aktiengesellschaft für Drittmittelproduktion und angewandte Forschung werden zu lassen. Entsprechend hat sich ihr vierter Präsident auch nie als Aufsichtsratsvorsitzender gefühlt; seine Grußworte und Einführungen geben Kunde davon, daß ein Wissenschaftler dankbar diverse Gelegenheiten nutze, selbst zu lernen und gelegentlich auch etwas zu lehren. Nicht nur die Begegnung mit der reichen Geschichte der Universität in Berlins Stadtmitte fasziniert, auch die alltäglichen Kontakte mit dem reichen Spektrum ihrer Forschungen und ihrer akademischen Lehre – »*Studium generale* zu bevorzugten Bedingungen« ist es, dieser Universität als Präsident vorstehen zu dürfen und die folgenden Seiten geben Kunde davon.

Wenn auch die folgenden Texte nicht von Referenten abgefaßt wurden, so haben sie doch die klugen drei Referentinnen, auf die ich in vier Jahren zurückgreifen durfte, mit vorbereitet: Britta Behm, Esther von Richthofen und Christiane Wienand. Auch wenn die drei Genannten immer wieder einmal ziemlich überrascht davon waren, was der Chef aus ihren Vorbereitungen gemacht hatte, bezeuge ich doch hier dankbar, daß er gar nichts hätte machen können

ohne diese Vorbereitungen. Einschließen in diesen Dank möchte ich auch die studentische Hilfskraft Hendrik Meyer, die drei Pressesprecherinnen Christine Schniedermann, Katharina Henschen und Mirja Behrendt, die ebenfalls vielerlei Rat gaben und vor allzu frechen Bemerkungen zu warnen versuchten. Gemeinsam mit dem Leiter der Öffentlichkeitsarbeit, Thomas Richter, haben viele der Genannten an den Texten gearbeitet und verhindert, daß einfach die Redemanuskripte reproduziert wurden. Allen danke ich von ganzem Herzen!

Berlin, im Januar 2010
Christoph Marksches



2006

.....

BESUCH DES FRANZÖSISCHEN PREMIERMINISTERS VILLEPIN

C'est un très grand honneur pour l'Université Humboldt de souhaiter aujourd'hui la bienvenue au Premier ministre de la France à l'occasion d'un discours concernant la politique européenne – un sujet très important surtout dans la situation difficile dans laquelle est la construction européenne. Les grands discours de principe semblables concernant la politique européenne sont de tradition à l'Université Humboldt. Je rappelle simplement la conférence de l'ancien ministre des affaires étrangères Joschka Fischer, donnée ici-même en mai 2000, au sujet de »Finalität Europas« (»La finalité de l'Europe«) – à mon grand regret, les visites de Premier ministre français ne sont pas habituelles.

Notre Université fut fondée en 1810 bien au milieu du combat défensif contre Napoléon. À cette époque une telle visite aurait été plutôt inopportune. Néanmoins la grande armée n'envisageait pas vraiment un danger réel du côté de l'Université de Berlin: Il est vrai qu'en 1812 quelques professeurs s'affiliaient au »Landsturm« et en formaient une compagnie : le chef de file de gauche était le petit et difforme théologien Schleiermacher, le juriste von Savigny qui était de haute taille et descendant d'une famille huguenote était le chef de file de droite. Mais nous n'avons jamais su si cet étrange équipage n'est jamais allée au combat. On peut en douter à bon droit.

Im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert definierten Preußen und Deutschland, in dessen geistiger Mitte die Berliner Universität lag, ihre Identität leider für lange Zeit nicht nach dem französischen Vorbild – wie dies im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Berlin und Potsdam selbstverständlich war –, sondern gegen den westlichen Nachbarn. So ignorierte man auch die spezifische Modernität Frankreichs. Der erwähnte Savigny wendete sich beispielsweise energisch gegen die Forderung, nach dem Vorbild des im Westen Deutschlands weiter geltenden Code Napoleon ein »allgemeines bürgerliches Recht« für Deutschland zu schaffen – und wir können nur froh sein, daß er sich mit solchen Forderungen letztlich nicht durchgesetzt hat. Aber es gab natürlich auch besonnenere Stimmen in Berlin: Der große deutsche Historiker Leopold von Ranke verdankt seine Berufung nach Berlin im Jahre 1825 einem Buch unter dem Titel »Geschichten der romanischen und germanischen Völker« (im Spätmittelalter), das programmatisch zu Beginn des



Buches die »Einheit der romanischen und germanischen Völker« statuiert und nach »ihrer gemeinschaftlichen Entwicklung« fragt (XV). Und der Schweizer Adolf Tobler lehrte von 1867 bis 1910 in Berlin als Romanist und schuf bedeutende Werke der französischen Grammatik und Lexikographie.

Heute, im europäischen Zeitalter, muten uns die Antagonismen der Großväter wie Märchen aus vergangenen Zeiten an. So, wie die Politik nach 1945 eine stabile und immer intensivere Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich etablierte, lehrten an den Berliner Universitäten nach 1945 hervorragende Gelehrte, die Kenntnisse französischer Literatur und Geschichte auf höchstem Niveau vermittelten:

Ich nenne für die Humboldt-Universität nur die Namen von Victor Klemperer, der von 1951 bis 1954 dem Institut für Romanistik vorstand, und Werner Kraus, der dort von 1951 bis 1976 an ihm lehrte. Alle diese zuletzt genannten Namen bestätigen, was Robert Schuman über Europa einmal so formuliert hat: »Son édification suivra la cheminement des esprits«.

AMTSEINFÜHRUNG VON GENERALDIREKTOR PROF. DR. LEINFELDER

»Metamorphose« überschreibt die Einladung des Präsidenten der Humboldt-Universität unseren heutigen Festakt zur Amtseinführung des neuen Generaldirektors des Museums für Naturkunde. Ich gestehe ebenso gern wie ehrlich, daß die Idee, diese Veranstaltung »Metamorphose« zu überschreiben, nicht von mir stammt, aber unmittelbar einleuchtet: Metamorphose allerorten, möchte man im Blick auf das Museum formulieren, überall Veränderung und Verwandlung in eine andere Gestalt. Der berühmte Sauriersaal eingerüstet, die Saurier eingemottet; eine neue Struktur auf dem Wege und die alte in Transformation begriffen und nicht zuletzt: ein neuer Generaldirektor, der erste seit Gründung des Hauses als Anatomisch-Zootomisches, Mineralogisches und Zoologisches Museum vor fast zweihundert Jahren. Ein Altertumswissenschaftler, wie ich es bin, denkt bei dem Stichwort »Metamorphose« in Zusammenhang mit dem anderen großen Begriff »Naturkunde« natürlich zunächst einmal an Aristoteles und vermutet, der Begriff sei ein Schlüsselbegriff der klassischen griechischen Naturphilosophie von Anfang an. Doch, meine Damen und Herren, weit gefehlt: Kein einziger Beleg im *Corpus Aristotelicum*, erst in der römischen Kaiserzeit kommt der Begriff am Rande der platonischen Philosophie häufiger vor. So heißt es in einem kaiserzeitlichen Traktat, das geistige Sein bewege durch das Licht der Sonne die gesamte Natur »durch Werden und Wandel«, durch *metapoíesis* und *metamórphosis* (CH XVI 8). Kluge antike Naturwissenschaftler haben solche Texte eher mit spitzen Fingern angefaßt und den Begriff »Metamorphose« vermieden. Das hat sich natürlich längst geändert, auch im Hause des Theologen stehen biologische Lexika, denen er entnehmen kann, daß »der Begriff Metamorphose ... in der Zoologie Formwandel eines Organismus im Laufe seiner Individualentwicklung« bedeutet und daher an verschiedensten Stellen in den Naturwissenschaften verwendet wird.

Was lernen wir daraus für unsere Feier heute abend, zu der auch ich Sie alle herzlich im Namen der Humboldt-Universität zu Berlin begrüße? Man muß kein Geologe und Paläontologe sein – wie Reinhold Leinfelder es ist, zu dessen Einführung wir uns hier versammeln –, man muß also kein Geologe und Paläontologe sein, kein Mineraloge, kein Zoologe, um sich für Metamorphosen zu interessieren, für die Metamorphosen des Museums für Naturkunde

und für die Metamorphosen der Natur, die im Hause nebenan ausgestellt und erforscht werden. Ich begrüße Sie also alle, weil ich annehme, daß Sie zu dieser disziplinenübergreifenden Schar der Freunde der Metamorphosen gehören, und wünsche Ihnen und uns allen einen rundherum erfreulichen Abend voller Abwechslungen, oder sagen wir ruhig noch einmal: voller Metamorphosen.

Der Ablaufplan dieser Veranstaltung, meine Damen und Herren, weist mir an dieser Stelle rund zehn Minuten zu, um etwas »Programmatisches« zu erklären, und Sie ahnen, daß ich angesichts der Kürze der Zeit bereits die fünf Minuten, die ich vorhin zur Begrüßung gesprochen habe, für ein eher programmatisches Exposé genutzt habe: So, wie uns alle die Metamorphose des Naturkundemuseums angehen sollte, geht uns alle die Metamorphose der Natur an, egal, ob wir wie Leinfelder Geologen und Paläontologen sind oder wie der hier sprechende Präsident Ordinarius für ältere Kirchengeschichte. Allzumal geht die Metamorphose der Natur eine Universität in der Mitte der Stadt an, geht die *alma mater Berolinensis* an.

Mir ist durchaus bewußt, daß ich – wenn ich so rede – einen Fachterminus der Biologie, der Zoologie (wie es sich für den bildungswilligen, aber noch unkundigen Geisteswissenschaftler gehört) nicht ganz präzise verwende. Ich nehme den Begriff »Metamorphose« vielmehr als einen Terminus, mit dem ich zu beschreiben versuche, was einen Geisteswissenschaftler an der Entwicklung des Lebens interessiert, an der Evolution. Diese Evolution vermessen Sie, lieber Herr Leinfelder, und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Ihres Hauses wie einst Aristoteles an einer kleinen Meeresbucht vor Athen hier in Berlin-Mitte gleichsam als »Vermessungsingenieure der Evolution der Erde und des Lebens«. »Evolution der Erde und des Lebens« – so heißt es auf der Homepage des Naturkundemuseums, weil diese biologische Großtheorie bekanntlich in der englischsprachigen Geologie des achtzehnten Jahrhunderts als Synthese konkurrierender Modelle vorbereitet wurde. Mit ihren Vermessungsarbeiten der Evolution der Erde und des Lebens leistet das ganze Naturkundemuseum einen kaum zu überschätzenden Beitrag zu einer Lebenswissenschaft, die als Integrationswissenschaft zwischen Geistes- und Naturwissenschaften im Mittelpunkt meiner eigenen Vision von der Zukunft unserer Humboldt-Universität

steht. Und Sie, lieber Herr Leinfelder, machen uns auch alle darauf aufmerksam – ich sage das übrigens auch bewußt als evangelischer Theologe – daß wir uns in allen Wissenschaftszweigen werden mit der Evolution beschäftigen müssen, wenn denn der berühmte Satz gilt: »Nichts in der Biologie macht Sinn, außer im Lichte der Evolution« – und er gilt ja. Mein verehrter Kollege Detlev Ganten hat vor einiger Zeit formuliert, daß schon deswegen in der Medizin der evolutionären Betrachtungsweise größere Beachtung zukommen müsse und die mechanisch-funktionelle Betrachtung zurücktreten werde. Man muß sein Plädoyer für einen Wechsel der Betrachtungsweise dahingehend ausweiten, daß die innere Einheit der Lebenswissenschaften, vor allem dann, wenn man sie wie ich als Integrationswissenschaft zwischen Natur- und Geisteswissenschaft begreift, durch den Evolutionsgedanken konstituiert wird.

Den Geisteswissenschaftlern mutet eine solche Fundamentalisierung des Evolutionsgedankens Einiges zu – natürlich nicht deswegen, weil einige unverbesserliche Fundamentalisten Widersprüche zwischen Religion und Evolution konstruieren, sondern deswegen, weil auch in den Geisteswissenschaften funktionelle Betrachtungsweisen dominieren, allzumal nach dem endgültigen Zerbröseln des ontologischen Paradigmas im zwanzigsten Jahrhundert und der scheinbaren Alleinherrschaft des Konstruktivismus in vielen Wissenschaftsbereichen. Aber muß einen Geisteswissenschaftler nicht die Metamorphose im strengen biologischen Sinne des Wortes schon deswegen interessieren, weil sie eine Grundvoraussetzung jeder Entwicklung von Individualität ist und wir damit etwas schlechterdings Basales für die Ausbildung und Bewahrung von Kultur in den Blick genommen haben? Müssen wir uns nicht für die Emanzipation des Phänotyps vom Genotyp interessieren, um die Entwicklung der Menschheit als Geschichte fortwährend gesteigerter Individualisierung zu begreifen? Jüngst hat Horst Bredekamp in einer Monographie vorgeführt, wie durch eine schlichte Analyse von Federzeichnungen Darwins die tiefen Probleme jahrhundertealter Modellbildungen für verschiedenste Formen von Entwicklung schlagartig deutlich werden: Wenn also mit der Baummetapher die *Arbor Porphyriana* in der Zoologie im Grunde ausgedient hat, obwohl immer noch das Modell eines »Baumes des Lebens« verwendet wird, müssen wir nicht

auch einmal die anderen Großbereiche überprüfen, in der wir die *Arbor Porphyriana* gern verwenden – beispielsweise die philosophische und mathematische Logik?

Nun betrifft das Paradigma der Evolution keineswegs allein die Geisteswissenschaften und die Lebenswissenschaften im engeren Sinne, also Biologie und Medizin. Indem ich den Terminus »Metamorphose« für eine Charakterisierung der Evolution verwende, habe ich implizit auch eine Einsicht vorausgesetzt, die gerade hundert Jahre alt geworden ist: Auch das Universum als Ganzes ist nicht unwandelbar, wie Geologen und Biologen im neunzehnten Jahrhundert dachten; wer es, wie anfangs Einstein, statisch zu beschreiben versucht, scheitert. Auch hier wird man sinnvollerweise mit dem Paradigma der Evolution, näher einer kosmischen Evolution, arbeiten, in der Kontingenz und gesetzmäßige Regularität interagieren. Eine solche Erinnerung an vergleichsweise triviale Einsichten der Physik, die nach einem Einstein-Jahr zudem einer größeren Zahl von Menschen selbstverständlich sein dürften, macht deutlich, daß eine Lebenswissenschaft nicht ausschließlich als enge Verbindung von Medizin und Biologie konstruiert werden kann, sondern, gerade wenn sie am Leitgedanken der Evolution orientiert ist, die Mithilfe vieler Disziplinen braucht, beispielsweise eben auch die der Physik, konkret gesprochen, die Mitarbeit unserer Adlershofer Naturwissenschaften.

Ich breche an dieser Stelle ab, weil ich hoffe, auch mit diesen wenigen Beispielen gezeigt zu haben, daß Detlev Gantens Votum für eine energischere Berücksichtigung des Paradigmas der Evolution keineswegs allein für die Medizin gilt, sondern ein gemeinsames Credo der Berliner Lebenswissenschaft, von Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaftlern ebenso wie von Naturwissenschaftlern und Medizinerinnen werden sollte. Scheinbar bin ich aber mit solchen Gedanken weit fortgeeilt vom Museum für Naturkunde und seinem neuen Generaldirektor, den wir heute einführen. Wer Leinfelder aber näher kennt, weiß, daß dem nicht so ist. Wir beide planen in nächster Zukunft Veranstaltungen zur Evolution, und so war es mehr als angezeigt, daß ich für meinen Teil erkläre, warum meine eigene wissenschaftliche Arbeit am Thema der Lebenswissenschaften als Präsident ausgerechnet bei der Evolution beginnt. Denn, meine

Damen und Herren, täuschen wir uns doch nicht: Alle formale Metamorphose, alle strukturelle Umorganisation, bleibt hohl und leer, wenn sie nicht von *wissenschaftlichen* Leitannahmen gesteuert ist. Das galt und gilt für die deutsche Universitätsreform im Allgemeinen, wie vor wenigen Wochen der Schweizer Molekularbiologe und Wissenschaftspolitiker Gottfried Schatz beim Jahresempfang in Berlin-Buch uns noch einmal ins Stammbuch geschrieben hat, gilt aber natürlich auch für das Museum für Naturkunde. In diesem Sinne wünsche ich, wünschen wir Ihnen alle, lieber Herr Leinfelder, Fortune bei den Metamorphosen, die Sie schon eingeleitet haben oder noch einleiten werden und hoffen, daß alle Metamorphose der Form den Inhalt bewahrt, das Schatzhaus der Evolution nur noch besser präsentiert und auf diese Weise ein konstitutives Element der Lebenswissenschaften an der Humboldt-Universität noch besser in ihr und der Öffentlichkeit präsent macht.

Eine Einsetzung in ein Amt, meine sehr verehrten Damen und Herren, klärt Verhältnisse und beendet ein Interim. Diejenigen, die nicht wie ich den schwierigen Prozeß der Findung eines Generaldirektors aus den Akten kennen, werden wissen, daß das Wort »Interim« eher nicht geeignet ist, um das Wirken des Chemikers Michael Linscheid als kommissarischer Direktor des Museums zu beschreiben. Mir ist zwar nicht klar, wie nahe die fachlichen Interessen eines analytischen Chemikers, der in Adlershof Lehrveranstaltungen über Themen wie Mineralölkohlenwasserstoffe in Böden und synthetischem Seewasser abhält, an denen des Museums für Naturkunde liegen, aber daß Sie, lieber Herr Linscheid, das Interim mit Anstand, Sensibilität, Energie und Erfolg gestaltet haben, ist mir durchaus zu Ohren gekommen. Dafür ist Ihnen die ganze Humboldt-Universität zu großem Dank verpflichtet.

DIE HUMBOLDT-UNIVERSITÄT IM HUMBOLDT-FORUM – SYMPOSIUM ZUM HUMBOLDT-FORUM

Mein Beitrag über »die Humboldt-Universität im Humboldt-Forum« beginnt scheinbar sehr allgemein und grundsätzlich, um freilich unmittelbar danach auf die spezifische Berliner Situation, den zentralen Platz in der Stadtmitte und das Humboldt-Forum eingeführt zu werden. Ich habe diesen eher grundsätzlichen Zugang zu meinem Thema gewählt, da vor reichlich zwei Wochen ein kluger Beobachter der Berliner Kulturszene in einer großen Tageszeitung knapp bemerkt hat, daß die Initiatoren des künftigen Forums »von den Staatlichen Museen und der Humboldt-Universität der Öffentlichkeit« ihre Idee »noch nicht recht vermitteln« könnten. Heinrich Wefing schrieb in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«: »Immer wieder ist lediglich vage von einem Ort der Begegnung der Weltkulturen, der Symbiose von Kunst und Wissenschaften die Rede. Das klingt nicht schlecht, hat auch längst den Segen des Bundestages erfahren, vermag aber nicht recht zu begeistern. Und sieht ... reichlich blaß und brav aus«¹. Weil der neue Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin Wefing in dieser Mängeldiagnose weitgehend zustimmen muß und sie keineswegs allein auf die Tatsache zurückführt, daß der im nämlichen Feuilleton-Bertrag ungleich positiver referierte Alternativvorschlag zur Zwischennutzung von Florian Illies unterstützt wird, weil das bisherige Konzept des Humboldt-Forums aus meiner Universität tatsächlich eine stark ausbaufähige Skizze darstellt und offensiver in der Öffentlichkeit diskutiert werden muß, freue ich mich über die heutige Gelegenheit, beides jedenfalls ansatzweise zu tun.

Zunächst zum Grundsätzlichen: Die Humboldt-Universität zu Berlin sieht im geplanten Humboldt-Forum die einzigartige Chance, einen grundlegenden Mangel des deutschen Universitätsbetriebs dadurch zu beheben, daß sie im Vorfeld ihres zweihundertjährigen Jubiläums an Ideen ihrer Gründerväter für eine besondere Form der Wissensvermittlung in der Öffentlichkeit anknüpft. Nahezu alle deutschen Universitäten – und leider meist auch die Humboldt-Universität, das 1810 gegründete »Original der modernen Universität« – treten heute für gewöhnlich mit dem unter ihren Dächern erarbeiteten Wissen in zwei Formen an die Öffentlichkeit: Sie produzieren entweder Texte in Form häufig nur schwer lesbarer Abhandlungen oder oft wenig unterhaltsamer Vor-

träge und Referate oder sie entwickeln medizinische und technische Produkte, die von jedermann im Alltag verwendet werden, die aber niemand mehr mit einer Universität in Verbindung bringt. Ob aber in gegenwärtigen Zeiten medialer Massenkommunikation eine solche traditionelle, rein text- und sprachorientierte Vermittlung nicht vollkommen an den Bedürfnissen und Gewohnheiten weiter Bevölkerungskreise vorübergeht? Entsprechend niedrig ist daher in aller Regel die öffentliche Aufmerksamkeit für Wissenschaft und entsprechend angestrengt verlaufen alle Bemühungen um – heutigentags selbstverständlich englisch formuliert – public understanding of science, die entsprechenden Initiativen von Bundes- und Landesministerien, dem Stifterverband und vergleichbaren Initiativen. Man könnte für viele dieser Initiativen (natürlich nicht für alle) durchaus noch einmal Wefings Worte bemühen: »reichlich blaß und brav«. Die Gründerväter der Berliner Universität haben ein viel umfassenderes Konzept der öffentlichen Wissensvermittlung entworfen und vor allem durch die Gründung von Friedrich-Wilhelms-Universität und Altem wie Neuem Museum, aber nicht durch diese Akte allein in die Tat umzusetzen versucht. Es gehört ein Stück weit zu den gewöhnlichen Schicksalen jeder Reform, daß diese Aufbrüche im sprichwörtlichen brandenburgischen Sand stecken blieben, bereits im neunzehnten Jahrhundert in Vergessenheit geraten sind und ihre Reste durch die vollständige Zerschlagung der Berliner Wissenschaftslandschaft nach 1933 und 1945 weitgehend zerstört wurden. Das Humboldt-Forum bietet eine Chance zu einer zeitgemäßen Erneuerung dieser Ideen, von denen nun kurz die Rede sein soll.

Wilhelm von Humboldt hat seinem König bekanntlich in sehr knappen, aber auch präzisen Memoranden 1809 vorgeschlagen, eine Universität einzurichten, und im Jahr darauf die Errichtung eines Museums in Berlin². Dabei ist überaus auffällig, daß in dem kurzen Text über die Universität bereits deren »naturhistorische und Kunst-Sammlungen« als integraler Bestandteil der neuen Einrichtung erwähnt werden und in dem Text über das Museum eine »Galerie ausgewählter Bilder« im Universitätsgebäude³. Horst Bredekamp hat die neue Universität sogar etwas zugespitzt ein »Museum mit angeschlossenem

Lehrbetrieb« genannt⁴; in jedem Fall vermittelte die neue Berliner Universität ihr Wissen nicht nur – wie ihre heutigen Nachfolger – durch Vorlesungen und Seminare, Vorträge und Symposien an die Öffentlichkeit, sondern setzte bewußt Objekte ihrer Sammlungen zu diesem Zweck ein – und umgekehrt präsentierte das Museum nicht einfach Objekte seiner Sammlungen, sondern belehrte sein Publikum bewußt: »Erst erfreuen, dann belehren«, lautet die von Karl Friedrich Schinkel durchaus im Geist Humboldts formulierte Maxime⁵, und die Planungen Friedrich Wilhelms IV. und Friedrich August Stülers von 1841 sehen bekanntlich als »Freistätte für Kunst und Wissenschaft« ein hohes, tempelartiges Gebäude vor, »welches in zwei unteren Geschossen Hörsäle, im obersten eine große Aula enthalten sollte« (Johann Heinrich Strack hat es über zwanzig Jahre später in stark veränderter Gestalt als Nationalgalerie mit einem großen Saal für die Cornelius-Kartons ausgeführt)⁶. Es fehlt hier die Zeit, die theoretischen Wurzeln dieser engen Verbindung von Museum und Universität, der unmittelbaren Einheit von Text und Objekt in der Bildungskonzeption bei Humboldt ausführlicher darzustellen, für heute muß ein Hinweis auf das bereits sehr früh ausgeprägte Interesse des kurzzeitigen Sektionsdirektors für Kultus und Unterricht an der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Individuen und ihrer Einbildungskraft ausreichen, der ein Interesse an der »harmonischen Ausbildung aller Fähigkeiten« in den Bildungseinrichtungen korrespondiert⁷. Wichtig ist aber der Hinweis, daß die Vorstellung einer solchen überaus engen Einheit von Text und Objekt, von Lehrhaus und Sammlung, von Museum und Universität, sich schon reichlich hundert Jahre vorher bei Gottfried Wilhelm Leibniz findet, freilich mit deutlich anderer Zielsetzung als bei Humboldt. Leibniz hat in seiner Denkschrift zur Errichtung einer Akademie der Wissenschaften an den brandenburgischen Kurfürsten vom März 1700 für die dort zu pflegende Form einer auf die Praxis ausgerichteten Wissenschaft »Bibliotheken, Iconothecae (oder Collectanea von Kupferstücken, Rißen, Bildungen und Gemälden), Kunst und Raritätenkammern, Zeug- und Rüsthäuser, Gärten vieler Art, auch Thierbehältnisse und die großen Werke der Natur und Kunst selbst« für nötig gehalten, kurz – wie er schreibt – ein »Theatrum Naturae et Artis«⁸. Leibniz ging es bei einer solchen Forderung, die in der 1703 gegrün-

deten königlich preußischen Akademie der Wissenschaften schon aus Kostengründen nur ansatzweise realisiert wurde, weniger – wie Humboldt – um eine der Mannigfaltigkeit der Wissenschaft angemessene Präsentation derselben als vielmehr um Forschungsmittel für eine für praktische Projekte wie die Missionierung Chinas und Abhilfe gegen Wasserschäden geeignete praxisorientierte Wissenschaft (*theoria cum praxi*)⁹. Entsprechend bestimmt das »Statut der Königl. Societät der Wissenschaften« vom Juni 1710, daß »nebst einer ausbündigen, zu ihrem Zweck eigentlich gehörigen Bibliothec, auch benötigten mathematischen Instrumenten ein ansehnlicher Vorrath an curieusen Naturalien ex omni regno sowoll, alß an künstlichen Erfindungen neuer Maschinen und derer Modellen und anderen mechanischen Raritaeten, also ein Thesaurus naturae et artis zusammengebracht« werde und so »die Geheimnüsse der Natur durch ... Experimenta ... erforschet werden«¹⁰. Von Leibniz über Humboldt bis hin zum König Friedrich IV. führt eine – wenn ich so sagen darf – Berliner Linie der Wissensproduktion und Wissensvermittlung, in der Text und Objekt, Lehrhaus und Sammlung, Museum und Universität eine ebenso organische wie organisierte Einheit bilden, weil sie auch in der Forschung ebenso wie in der Lehre zusammengehören.

Selbstverständlich wäre es »reichlich blaß und brav«, wenn das Konzept des Humboldt-Forums nur darin bestünde, eine traditionelle Berliner Idee von einheitlicher Wissensproduktion wie Wissensvermittlung als Reflex einer bestimmten Forschungspraxis zu repristinieren, eine traditionelle Idee, die sich sowohl in der Preußischen Akademie der Wissenschaften, wie in der Berliner Universität und in den Berliner Museen ebenfalls aus Kostengründen meist nur ansatzweise realisieren ließ: In der Akademie reichte es nur für eine Sternwarte, eine anatomische und Naturalien-Sammlung. Die der Universität im September 1810 als Morgengabe überreichten mineralogischen, zoologischen und anatomischen Stücke und Präparate der königlichen Kunstkammer¹¹ wurden vor den entsprechenden Neubauten am Ende des neunzehnten Jahrhunderts oft nur wenig sachgerecht aufbewahrt – so beschwerte sich 1869 der Rektor der Universität, daß er auf dem Weg zur Aula im Mittelteil des Hauptgebäudes an einem ausgestopften Walroß nicht vorbeigekommen sei¹², und die an

die Stelle der großen Aula der Stüler-Planung getretenen Hauptsäle des Strack-Baus der Nationalgalerie für die Cornelius-Kartons wurden bald in kleinteiligere Sammlungsräume umgebaut. Nein, die traditionelle Berliner Idee scheint mir, zeitgenössisch interpretiert, eine vorzügliche Strategie, die bekannten Defizite von Universität (und darf ich sagen: Museum?) bei der Kommunikation von Wissen in Berlins Mitte modellhaft zu beheben. Die traditionelle Kombination von Text und Objekt, von Lehrhaus und Sammlung, von Museum und Universität muß wenigstens zeichenhaft ergänzt werden durch ausgewählte Formen der Praxis von Wissenschaft, die im Humboldt-Forum inszeniert werden: Ich nenne beispielhaft Aufführungen griechischer Dramen durch Studierende der klassischen Philologie, ausgewählte Experimente zur lichtgestützten Materialforschung durch die Dozenten der naturwissenschaftlichen Institute, interaktive Sonderausstellungen in der Art amerikanischer Science-Museen wie die große Einstein-Ausstellung der Max-Planck-Gesellschaft im letzten Jahr. Nur so kann das, was heute (beispielsweise in Papieren der europäischen Gemeinschaft) als »Dreieck des Wissens« (oder eben: Triangle of Knowledge) bezeichnet wird, Forschung, Ausbildung und Innovation, angemessen realisiert und inszeniert werden, nur so kann eine häufig verschlossene Universität gegenüber der Gesellschaft verantwortlich geöffnet werden.

Konkret bedeutet dies für den Beitrag der Humboldt-Universität im Humboldt-Forum: Wir beabsichtigen schon aus Raumgründen nicht eine (gar vollständige) Ausstellung unserer universitären Sammlungen, beispielsweise also von magazinierten Beständen des Naturkundemuseums, der zoologischen Lehrsammlung, des Lautarchivs, der diversen archäologischen Sammlungen oder des (weitgehend im Museum für Technik aufbewahrten) Meereskundemuseums¹³, sondern eine Inszenierung von Wissenschaft mit Hilfe von einzelnen Objekten und Objektgruppen der Sammlungen, die so weit als möglich auf die übrigen im Humboldt-Forum präsentierten Wissensbestände außereuropäischer Kulturen bezogen sind. Auf diese Weise werden die musealen und bibliothekarischen Präsentationen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz ergänzt und vertieft; so bilden beispielsweise einzelne naturkundliche Sammlungskomplexe der Universität eine vorzügliche Ergänzung zu den Beständen des

Ethnologischen Museums und sollten in Wechselausstellungen so gemeinsam ausgestellt werden, wie dies schon in einigen gemeinsamen Projekten – ich nenne die Ausstellung »Natur als Vision – Meisterwerke der englischen Präraffaeliten« (Sommer 2004) und die jüngst abgebaute Ausstellung »Der Ball ist rund. Kreis, Kugel, Kosmos« (Sommer 2006) – seit einiger Zeit realisiert worden ist.

Soweit zum Grundsätzlichen. In einem *zweiten Abschnitt* möchte ich diese grundsätzlichen Überlegungen nun noch stärker auf das von Klaus-Dieter Lehmann inaugurierte Konzept des Humboldt-Forums und seinen historischen Ort in der Stadtmitte Berlins beziehen. Denn eine enge Verbindung von Wissensproduktion und Wissensvermittlung in der beschriebenen und zeitgenössisch interpretierten Berliner Tradition könnte man an diversen Stellen realisieren, beispielsweise – um nur ein Beispiel zu nennen – im historischen Postfuhramt in Berlin-Mitte. Zur Idee des Humboldt-Forums am Standort des ehemaligen Berliner Stadtschlusses gehört daher unabdingbar die Prägung aller dort realisierten Aktivitäten durch die *Begegnung mit den außereuropäischen Kulturen*, denn auf diese Weise wird die nördliche Museumsinsel als Ort der Präsentation abendländischer, im Wesentlichen alteuropäischer Kulturen (daran ändert auch das Museum für islamische Kunst zunächst nichts) durch einen Ort für die andere Hälfte der bewohnten Welt ergänzt – etwas flapsig gesprochen, die relativ enge Weltsicht des gern auf Humboldt zurückgeführten deutschen humanistischen Gymnasiums durch die tatsächliche Weite des Weltzugriffs der Gebrüder Humboldt ergänzt. Dafür ist der Schloßplatz ohne Zweifel der angemessene Ort.

Auch für diese Idee der Ergänzung alteuropäischer Sichtweisen durch die außereuropäischen Kulturen könnte zunächst wieder eine ausführliche historische Genealogie geliefert werden, die wieder mit Leibniz einsetzt: Mit besonderer Wärme hat der Gelehrte dem Kurfürsten vorgeschlagen, in das Zentrum der Aktivitäten der zu gründenden Akademie eine Mission nach China, Indien und Persien zu stellen – um einen, um diese Menschen zu einem evangelischen Christentum zu bekehren, dann aber auch, damit »dadurch ein Commercium nicht nur von Waaren und Manufacturen, sondern auch von Licht

und Weisheit mit dieser gleichsam andern civilisirten Welt und Anti-Europa einen Eingang finden dürfte«¹⁴: Leibniz wollte Europas Licht und Weisheit durch Anti-Europas Licht und Weisheit befördern – und man muß ja nur einen kurzen Blick auf die chinesische Kultur werfen, um die Charakterisierung »Anti-Europa« nicht für vollends absurd zu halten. Von da aus wäre eine solche Linie wieder weiter über Wilhelm von Humboldt zu führen, wobei ich jetzt nicht an seine in der Akademie vorgetragenen Bemerkungen »Ueber den grammatischen Bau der chinesischen Sprache« von 1826 denke¹⁵, sondern seinen in der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium von 1820 entfalteten Gedanken, man benötige zu Vergleichszwecken Sprachstudien über außereuropäische Weltteile, beispielsweise den (mittel-)amerikanischen, »von dem es sogar zweifelhaft ist, ob er jemals mit anderen in Verbindung gestanden hat«, oder »Ueber die Sprachen der Südseeinseln«¹⁶. Sprache diente Humboldt als Schlüssel zur Erkenntnis der Individualität von Menschen, der »Verschiedenheit der Köpfe« und »wie sich die Welt in verschiedenen Individuen spiegelt«, wie Jürgen Trabant jüngst einfühlsam nachgezeichnet hat¹⁷; man könnte beispielhaft auf das noch lange nach Humboldts Tod veröffentlichte Fragment »Inwiefern läßt sich der ehemalige Kulturstand der eingeborenen Völker Amerikas aus den Überresten ihrer Sprache bestimmen?« hinweisen, um die – modern gesprochen – neben allem sprachphilosophischen Interesse leitende kulturwissenschaftliche Abzweckung dieser späten Studien Humboldts wenigstens knapp anzudeuten. Von hier aus führt der Weg über die Etablierung der verschiedenen Regionalwissenschaften an der Berliner Universität, beispielsweise dem 1887 gegründeten Seminar für Orientalische Sprachen und dem heutigen Ethnologischen Museum, dem einstigen Museum für Völkerkunde, zu gegenwärtigen Initiativen zur Vernetzung der Berliner Regionalwissenschaften in der Berlin-Brandenburgischen Akademie und am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Für die außereuropäischen Regionalwissenschaften an der Berliner Universität war und ist – wie man am erwähnten Seminar für Orientalische Sprachen, dem heutigen Institut für Asien- und Afrikawissenschaften paradigmatisch sehen kann – charakteristisch, daß der Zugang zur Kultur der außereuropäischen Welt in Humboldts Sinne über die Sprache erfolgt¹⁸: So be-

gann beispielsweise die ethnologische Erforschung einer bestimmten Gruppe südafrikanischer Ureinwohner durch den Berliner Professorensohn Wilhelm Heinrich Immanuel Bleek (1827-1875) mit vergleichenden Studien zu den damals »Hottentotten- und Bantu-Sprachen« genannten afrikanischen Sprachen¹⁹, Studien, die durch die Professoren Richard Lepsius²⁰ und Rudolf Virchow²¹ inspiriert waren wie begleitet wurden, also durch Professoren, die freilich neben der universitären Lehre auch den Aufbau von bis heute bestehenden Museen der Stiftung preußischer Kulturbesitz betrieben. Natürlich muß endlich auch Alexander von Humboldt genannt werden, der seine »Geschichte der Erkenntniß des Weltganzen«, die er unter dem Titel »Geschichte der physischen Weltanschauung« im zweiten Band seines »Kosmos« 1847 entfaltet, ebenfalls »die vergleichende Sprachkunde als ein wichtiges rationelles Hilfsmittel« bezeichnet²² und programmatisch eine Spaltung von Geistes- und Naturwissenschaften bei der Erforschung des Kosmos zurückweist.

Ich breche an dieser Stelle den historischen Durchgang ab, würde er doch zu einer Wissenschaftsgeschichte der Regionalwissenschaften in Berlin in nuce führen, die für unseren Zweck wenig befriedigend wäre. Mir scheint besser, an dieser Stelle kurz die elementare Gegenwartstauglichkeit, ja Gegenwartsrelevanz solcher Einsichten festzuhalten. Denn die traditionelle Berliner Idee, durch einen bewußten, bei der Sprache beginnenden Blick auf das – mit Leibniz gesprochen – Anti-Europäische »Licht und Weisheit zu befördern«, das Verständnis fremder Kulturen in einem ganz elementaren Sinne zu ermöglichen, gewinnt in einer globalisierten Welt mit ihren drohenden oder bereits stattfindenden *clashes of civilizations* elementare Bedeutung: Hier sind Universität, Museum und Bibliothek gemeinsam gefordert, um die notwendige interkulturelle Kompetenz bereitzustellen, natürlich gemeinsam mit anderen Berliner Einrichtungen, beispielsweise dem »Zentrum Moderner Orient« oder dem »Haus der Kulturen der Welt« und natürlich mit den einschlägigen Botschaften und Kulturinstituten. Ich gebe gern zu, daß für eine solche, auf die Stärkung interkultureller Kompetenz ausgerichtete Präsentation die klassischen Regionalwissenschaften der Universität durchaus ihre transregionale Dimension und Vernetzungen noch erheblich steigern müssen und neue For-

men der Vermittlung entwickeln müssen. Sicher ist aber, daß die Staatlichen Museen hier die Universitäten in einem ganz elementaren Sinne brauchen, damit ihre ausgestellten Objekte nicht tot bleiben.

Ich komme zum Schluß, führe das Gesagte nun nochmals ein Stück enger und konzentriere mich auf die heute thematisierte Frage der Rekonstruktion des zerstörten und gesprengten Berliner Stadtschlusses. Mir ist durchaus deutlich, daß die Rekonstruktion einer bedeutenden Barockfassade, die Wiedergewinnung einer stadtbildprägenden Kubatur mit der Idee eines Humboldt-Forums in einer gewissen Spannung steht – wieder etwas flapsig gesprochen: Die Lustgartenfront wird durch zwei Portale gegliedert, die für die Architektur eines rekonstruierten Baus allein wegen ihrer Beziehung auf die Linden unverzichtbar sind. Und im Inneren gehen durch den Lustgartenflügel ohne jede Untergliederung große Hallen für eine moderne Museumspräsentation, die im Grunde keine Fenster bräuchten. Und eine Rekonstruktion der einst hinter den Portalen befindlichen bedeutenden Räume – ich nenne nur den Rittersaal – steht zur Idee des Humboldt-Forums scheinbar in nicht unerheblicher Spannung. Aber er steht nur dann in Spannung, wenn die historischen Linien, die auf das gegenwärtige Konzept des Humboldt-Forums führen, in geschichtsloser Geistvergessenheit ausgeblendet werden. In Schlüters Rittersaal fanden sich über den Portalen der Ostwand als Bekrönungen bekanntlich die Erdteile Amerika und Asien und auf der gegenüberliegenden Wand Europa und Afrika. Goerd Peschken hat in einer einfühlsamen Beschreibung der Reliefs formuliert, daß am meisten an ihnen berühre, »daß Schlüter sie ohne europäische Arroganz und Überlegenheitsgefühl« geschaffen hat und die fremden Erdteile einfach nur nach dem Stand damaliger Kenntnisse sensibel portraitiert hat²³. Mir scheint also durchaus die Idee eines Humboldt-Forums, wenn sie denn als eine Idee in der beschriebenen Berliner Tradition begriffen und entwickelt wird, mit der Rekonstruktion von Schloßfassade und einzelnen Innenräumen verbindbar, ja, man könnte sich eine äußerst glückliche und für diese Stadt sehr spezifische Synthese vorstellen. Voraussetzung für alle solche Verbindungen und Synthesen ist – und nun komme ich noch einmal auf Wefing zurück –, daß wir ein kohärentes Konzept explizieren, meint: das Schloß nicht nur mit Pesch-

ken und anderen als bedeutenden künstlerischen Bau oder mit Wolfgang Neugebauer als zentralen Verwaltungssitz entdecken²⁴, sondern auch als einstigen Ort der zeichenhaften Präsenz von Ideen des heutigen Humboldt-Forums. Natürlich denkt jeder sofort an die Räume der Kunstkammer im Obergeschoß der Lustgartenfront am Apothekenflügel, vielleicht auch – wie ich – an einzelne Dekorationselemente der Prunkräume, aber natürlich auch an die Nutzungen nach 1918, den deutschen Volkskundeatlas, den Deutschen Akademischen Austauschdienst oder die Probebühne der Staatstheater im Querbau zwischen den beiden Höfen²⁵. Zu einem kostbar eingekleideten Verwaltungsbau für den Deutschen Akademischen Austauschdienst, die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Max-Planck-Gesellschaft (und, wie jüngst vorgeschlagen, die künftige Nationale Akademie) sollte das wiederaufgebaute Schloß aber nicht herabkommen. Als Humboldt-Forum synthetisiert es in einzigartiger Weise Berliner Traditionen für Gegenwart und Zukunft – und zwar so, daß der rekonstruierte Bau keine bloße Hülle bleibt.

- 1 H. Wefing, Berliner Schloßplatz. Zwischenlösung Wolke, in: FAZ vom 23.8.2006, Nr. 195, S. 31.
- 2 W.v. Humboldt, (Vor-)Antrag auf Errichtung der Universität Berlin Mai 1809, in: ders., Werke in fünf Bänden, hg. v. A. Flitner und K. Giel, Bd. IV, Darmstadt 1964, Nr. 4, S. 29-37 (= Gesammelte Schriften, Abtlg. II, Bd. X, Berlin 1903, 139-37); ders., (endgültiger) Antrag auf Errichtung der Universität Berlin Juli 1809, ebd., Nr. 13, S. 113-120 (= Bd. X, 148-120); ders., Zur Errichtung eines Museums in Berlin, ebd., Nr. 27, S. 245f. (= Bd. X, 242-243).
- 3 Humboldt, Antrag auf Errichtung der Universität Berlin Mai 1809, 34 (= 144) bzw. Juli 1809, 115 (= 151); Zur Errichtung eines Museums in Berlin, 245 (= 243).
- 4 H. Bredekamp, »Vom Berliner Schloss zur Humboldt-Universität und zurück, in: Internationale Expertenkommission Historische Mitte Berlin. Materialien, Berlin 2002, 121.
- 5 K.F. Schinkel in einer programmatischen Schrift über die Aufgaben des Berliner Museums von 1928, hier zitiert nach: R. Wegener, Die Einrichtung des Alten Museums in Berlin, Anmerkungen zu einem neu entdeckten Schinkel-Dokument, in: Jahrbuch der Berliner Museen 31, Berlin 1989, (265-287) 284. = F. Stock, Berlin 1930, Urkunden zur Vorgeschichte des Berliner Museums, in: Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen 51, Berlin 1930 (Urkunde 3) 210-211.

- 6 E. Börsch-Supan, *Berliner Baukunst nach Schinkel 1840-1870* (Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts 25), München 1977, 38f.; V. Plagemann, *Das deutsche Kunstmuseum 1790-1870. Lage, Baukörper, Raumorganisation, Bildprogramm* (Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts 3), München 1967, 117-120 und A. Wesenberg, *Freistätte für Kunst und Wissenschaft. Die Berliner Museumsinsel*, in: Friedrich Wilhelm IV. Künstler und König. Zum 200. Geburtstag. Ausstellung vom 8. Juli bis 3. September 1995. Neue Orangerie im Park von Sanssouci, Potsdam 1995, 78-84.
- 7 Humboldt, *Theorie der Bildung des Menschen*. (zu Lebzeiten unveröffentlichtes) Bruchstück (von 1794/1795), in: ders., *Werke in fünf Bänden*, Bd. I, Darmstadt 1960, 234-240 (= *Gesammelte Schriften*, Abtlg. I, Bd. I, Berlin 1903, 282-240), insbes. 239 (= 287); ders., *Ueber die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin*, in: ders., Bd. IV, 255-266 (= Bd. X, 250-260), insbes. 261 (= 256).
- 8 Leibnizens *Denkschrift in Bezug auf die Errichtung einer Societas scientiarum et Artium in Berlin* vom 26. März 1700, bestimmt für den Kurfürsten, hier zitiert nach: A. Harnack, *Geschichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin* (1900), Bd. II *Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften*, Hildesheim/New York 1970, (78-81) 79.
- 9 Harnack, *Geschichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin* (1900), Bd. I/1 *Von der Gründung bis zum Tode Friedrich's des Großen*, Hildesheim/New York 1970, 82f.; H. Bredekamp, *Leibniz' Theater der Natur und der Kunst*, in: *Theatrum naturae et artis. Theater der Natur und der Kunst. Wunderkammern des Wissens. Essays*, hg. v. H. Bredekamp, J. Brüning u. C. Weber, Berlin 2000, 12-19.
- 10 Statut der Königlischen Societät der Wissenschaften vom 3. Juni 1710, zitiert nach: Harnack, *Geschichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften*, Bd. II, Nr. 99, (192-196) 194.
- 11 Bredekamp, *Leibniz' Theater und Kunst*, 18f.
- 12 F. Damaschun/G. Böhme/H. Landsberg, *Naturkundliche Museen der Berliner Universität – Museum für Naturkunde: 190 Jahre Sammeln und Forschen*, in: *Theatrum Naturae et Artis. Theater der Natur und Kunst*, (86-106) 91.
- 13 Neben den Beiträgen im Katalog der erwähnten Ausstellung »*Theatrum Naturae et Artis*« vgl. *Aufgetaucht. Das Institut und Museum für Meereskunde im Museum für Verkehr und Technik Berlin* (Berliner Beiträge zur Technikgeschichte und Industriekultur. Schriftenreihe des Museums für Verkehr und Technik Berlin 15), Berlin 1996, 10-59.
- 14 Leibnizens *Denkschrift in Bezug auf die Errichtung einer Societas scientiarum et Artium in Berlin* vom 26. März 1700, zitiert nach: Harnack, *Geschichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Bd. II, 81; dazu ders., Bd. I, 82.

- 15 W.v. Humboldt, Ueber den grammatischen Bau der chinesischen Sprache, in: Über die Sprache. Reden vor der Akademie, hg., kommentiert u. mit einem Nachwort versehen von J. Trabant (UTB 1783), Tübingen/Basel 1994, 126-142 (= Gesammelte Schriften Bd. V, 309-324)
- 16 Humboldt, Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung, ebd. 11-32 (Bd. IV, 1-34); ders., Ueber die Sprachen der Südseeinseln (1828), ebd. 170-172 (= Bd. VI, 37-40).
- 17 J. Trabant, Wilhelm von Humboldt, in: Mit Wilhelm und Alexander von Humboldt zum Humboldt-Forum in der Mitte von Berlin. Grundlegende Gedanken, hg. v. Initiative Humboldt-Forum, Berlin o.J., 16-26; Zitat aus: Humboldt, Theorie der Bildung der Menschen, in: ders., Werke in fünf Bänden Bd. I, 239 (= Bd. I, 287).
- 18 U. van der Heyden, Vom Seminar für Orientalische Sprachen zum Seminar für Afrikawissenschaften, in: F. Veit-Wild (Hg.), Nicht nur Mythen und Märchen. Afrika-Literaturwissenschaft als Herausforderung, Trier 2003, 19-33;
- 19 A. Bank, Bushmen in a Victorian World. The remarkable story of the Bleek-Lloyd Collection of Bushman folklore, Cape Town 2006, 33f. und 186-188 (Lepsius) und 186-188 (Virchow); zu den Papers auch N. Bennun, The Broken String. The Last Words of an Extinct People, London 2004.
- 20 H. Höfmann, Lepsius' Beitrag zur Klassifikation afrikanischer Sprachen, in: Karl Richard Lepsius (1810-1884). Akten der Tagung anlässlich seines 100. Todestages, 10.-12.7.1984 in Halle, hg. v. E. Freier u. W.F. Reineke (Schriften zur Geschichte und Kultur des Alten Orients 20), Berlin 1988, 191-201; W. Müller, Das historische Museum – die Neugestaltung des Berliner Ägyptischen Museums durch Richard Lepsius, ebd., 276-283.
- 21 vgl. dazu die entsprechende Angabe in Anm. 19.
- 22 A.v. Humboldt, Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, ediert u. mit einem Nachwort versehen v. O. Ette (Die andere Bibliothek), Frankfurt/Main 2004, 243 (Bd. II, Stuttgart und Augsburg 1847, 143).
- 23 G. Peschken/H.-W. Klünner, Das Berliner Schloß (Das klassische Berlin), Berlin² 1991, 478 mit Abb. 114 und 115.
- 24 W. Neugebauer, Residenz – Verwaltung – Repräsentation. Das Berliner Schloß und seine historischen Funktionen vom 15. bis zum 20. Jahrhundert (Kleine Schriftenreihe der Historischen Kommission zu Berlin 1), Potsdam 1999.
- 25 Neugebauer, Residenz – Verwaltung – Repräsentation, 63 mit Nachweisen.

REDE ZUR ERÖFFNUNG DES AKADEMISCHEN JAHRES 2006/2007

Feiern zur Eröffnung eines akademischen Jahres, feierliche Immatrikulationen eines neuen Jahrgangs von Studierenden sind stets nicht nur eine Zustandsbeschreibung der Universität, sondern ein Spiegel der jeweiligen Zeit und der Gesellschaft. Als das Studienjahr 1976/1977 im Herbst des Jahres 1976 eröffnet wurde, betonte, wie es in der Zeitung der Humboldt-Universität hieß, »der Rektor, Genosse Prof. Dr. Helmut Klein, daß die Inmatrikulation ... den Studentinnen und Studenten Ansporn und Verpflichtung sein möge, ihr Studium zu nutzen, sich wissenschaftliche und politische Kenntnisse anzueignen, um so durch noch höhere Leistungen in Lehre und Forschung die Beschlüsse des Gremiums der Partei der Arbeiterklasse mit erfüllen zu helfen« – die ganze Universität sollte zur Erfüllungsgehilfin der politischen Forderungen des neunten Parteitagess der SED werden. Mehr oder weniger passende Analogien könnte man, wir alle ahnen es, mühelos aus der Geschichte der Humboldt-Universität beibringen; im neunzehnten Jahrhundert wurden bei der feierlichen Immatrikulation gestempelte Karten ausgegeben, »um sich nöthigenfalls bei der Polizey als Student legitimieren zu können«, von den Verpflichtungsreden und -formeln in zwei deutschen Diktaturen wollen wir lieber erst gar nicht anfangen; wozu eine im wahrsten Sinne des Wortes entfesselte Berliner Hochschule in der Lage war, kann man sich vor dem Hauptgebäude an Micha Ullmans Denkmal der Bücherverbrennung auf dem Bebelplatz deutlich machen. Es ist unabdingbar notwendig, diese Geschichte der Berliner Universität zu kennen, um die Freiheit, die diesem Land 1945 und noch einmal 1989 geschenkt wurde, als ein Geschenk zu begreifen, im Studium, in Forschung und Lehre zu nutzen und nicht zu vertändeln oder zu verspielen.

Natürlich steht auch die Eröffnung des akademischen Jahres 2006/2007 und die feierliche Immatrikulation der Studierenden dieses Wintersemesters in einem bestimmten bildungspolitischen und allgemeingesellschaftlichen Kontext – wer wollte das drei Tage nach der Verkündung der Ergebnisse des Exzellenzwettbewerbes und in Anwesenheit der für Bildung und Forschung zuständigen Bundesministerin auch leugnen. Aber bevor ich sehr kurz auf diese großen Kontexte eingehe, liegt mir daran, ebenso kurz an einen scheinbar sehr lokalen Kontext zu erinnern. Wir haben vor wenigen Minuten ein Denk-



mal des Physikers Max Planck enthüllt, das 1948/1949 von Bernhard Heiliger für den Hof des Hauptgebäudes unserer Universität geschaffen wurde, aber aus politischen Gründen dort bis 1989 niemals aufgestellt werden konnte. Daß wir es nun endlich, nach über fünfzig Jahren, heute enthüllen konnten und es nun von der Straße Unter den Linden aus gesehen werden kann, könnte man als sinnfälliges Zeichen der dramatischen Verspätung der deutschen Universität deuten, als ein Symbol dafür, wie viele Jahre wir hinter die großen Universitäten dieser Welt wie etwa Harvard oder Stanford zurückgefallen sind, die doch einst nach dem Vorbild dieser Universität gegründet worden sind. Um Betreuungsrelationen zwischen Dozierenden und Studierenden zu bekommen, wie sie dort üblich sind, um die Finanzmittel zu erwerben, wie sie dort für die Berufung erstklassiger Fachwissenschaftler zur Verfügung stehen, brauchen wir vermutlich ebenfalls mindestens fünfzig Jahre, und ganz gewiß reichen die Finanzspritzen des Exzellenzwettbewerbs dafür allein nicht aus. Und – ich deute dies nur äußerst knapp an – von Verspätung könnte man durchaus auch im Blick auf einzelne Wissenschaftsdisziplinen an der Universität reden, etwa dann, wenn mit großer rhetorischer Emphase eine Wende ausgerufen wird – beispielsweise, um als Geisteswissenschaftler vor der eigenen Tür zu kehren – der *linguistic* oder *cultural turn*, obwohl sich jenseits des Atlantik der Wind schon längst wieder weitergedreht hat.

Aber die Aufstellung eines Denkmals für Max Planck so nur rückwärts-gewandt als Zeichen der dramatischen Verspätung der deutschen Universität zu deuten, ist für den heutigen Anlaß weder passend, noch eine angemessene Zustandsbeschreibung unserer Universität, der Universität, an der sie, liebe Studierende, heute immatrikuliert werden. Ich habe vorhin vor dem Denkmal versucht zu sagen, daß man wissenschaftliche Ideale von Max Planck ohne große Mühe für die Gegenwart übersetzen kann, ja mehr: bei solcher Übersetzung die große Aktualität seiner wissenschaftliche Ideale erkennen kann. Planck selbst nennt als ein solches Ideal das Stichwort »reine Erkenntnis«, und andere Zeitgenossen haben von seiner Bescheidenheit, von seiner Demut und einer Haltung des Dienstes an dieser reinen Wissenschaft gesprochen. Alle diese Ideale scheinen in den Stürmen des zwanzigsten Jahrhunderts untergegangen;

über das Ideal der reinen Wissenschaft regelrecht zu höhnen, gehörte und gehört immer noch für viele zum guten Ton, und wenn ein Theologe im Amt des Präsidenten das Wort Demut in den Mund nimmt, mag der eine und die andere vielleicht auch eher lächeln. Aber stimmt es wirklich, daß diese Ideale ein vergangenes Jahrhundert repräsentieren, oder müssen sie nicht nur ein wenig umformuliert, übersetzt werden, damit wir ihre unmittelbare Gegenwartsrelevanz erkennen? Brauchen wir etwa nicht Grundlagenforschung auch ohne jeden Anwendungsbezug, also das, was man früher »reine Wissenschaft« nannte? Ich kann sie, liebe Studierende, sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, nur sehr nachdrücklich dazu auffordern, nicht jeden wissenschaftlichen Gedanken sofort darauf zu befragen, wozu er nützt. Wer nicht auch das denkt, was nicht für eine Prüfung nützt, wer nicht auch das erforscht, was nicht gleich und unmittelbar drittmittelrelevant ist, wird – davon bin ich überzeugt – keine Prüfung bestehen und keinen Cent Drittmittel einwerben. Und, um ein zweites Ideal Plancks zu übersetzen: Ist Selbstbegrenzung des Forschers nicht eine Grundvoraussetzung wissenschaftlicher Neugier, also das, was man früher Demut nannte? Wer alles weiß oder besser: Wer alles zu wissen glaubt, wird behäbig. Behäbigkeit ist aber das Gegenteil von wissenschaftlicher Neugier und tötet den wissenschaftlichen Fortschritt; die deutsche Universität hat unter verschiedensten Formen von intellektueller Behäbigkeit gelitten, nicht zuletzt unter der ungeheueren Erstarrung durch Diskussionen über ideologische Ladenhüter der siebziger Jahre. Bei behäbigen Professoren sollten Sie, liebe Studierende, nicht studieren (die gibt es eigentlich auch gar nicht an der Humboldt-Universität), und wir Professorinnen und Professoren wünschen uns auch eigentlich keine behäbigen Studierenden (aber das sind Sie natürlich auch nicht). Und schließlich, um ein drittes Ideal Plancks zu übersetzen: Brauchen wir nicht ein Klima in den Wissenschaften, das diese auf civil service und die Zivilgesellschaft bezieht, nötig wie das liebe Brot? »Dienst« wie zu Plancks Zeiten mag das heute vielleicht keiner nennen, aber es wäre bestürzend, wenn wir hier in der Universität forschen würden wie auf einer unzugänglichen Insel und den dramatischen Informationsbedarf von Politik und Gesellschaft weder befriedigen noch gar erkennen würden. Man muß ja nur Stichworte wie »Gesundheitsreform«

oder »clash of civilisations« aufrufen, um zu erkennen, wie nötig eine Gesellschaft Wissen braucht, über Gesundheit und ihre Finanzierung, über den Islam und sein Verhältnis zu Christentum oder Demokratie, um nicht in große Krisen zu stürzen. Kurz gesagt, wir haben vorhin den Planck im Hof aufgestellt, weil er uns an diese Ideale einer ebenso exzellenten wie zeitgemäßen Wissenschaft erinnern kann, wenn wir seine Ideale und auch die anderer vorbildlicher Wissenschaftler für die Gegenwart übersetzen.

»Translating Humboldt into the 21st Century«, Humboldt ins einundzwanzigste Jahrhundert übersetzen, ist der Antrag überschrieben, mit dem die Humboldt-Universität sich für die dritte Säule in der zweiten Runde des Exzellenzwettbewerbs um den Status einer Elite-Universität bewirbt. Nun hat die Bundeskanzlerin am Wochenende gesagt, es möchte wohl so sein, daß die wirklich exzellenten Universitäten nur im Süden des Landes liegen. Aber, meine Damen und Herren, wir stehen erst am Ende der ersten Runde eines Wettbewerbs, und daher müssen sie, liebe Studierende, nicht befürchten, an einer durchschnittlichen Universität studieren zu müssen. Zum einen wird erst im nächsten Oktober entschieden sein, ob es nicht auch in der Mitte der Bundeshauptstadt eine der deutschen Eliteuniversitäten gibt, zum anderen aber hat diese Universität viele höchst exzellente Bereiche und mit ihnen ja auch vielfach ganz exzellente Studierende gewonnen. Die beiden jüngst publizierten Förderrankings der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Centrums für Hochschulentwicklung bescheinigen uns, daß wir ziemlich bald nach den am Freitag gekürten Hochschulen kommen, nämlich auf Platz fünf der Liste, und wir bemühen uns hier alle, noch weiter voranzukommen und vor allem auch die Gutachter des Wettbewerbs davon zu überzeugen. Was bedeutet das für Studierende, die erst am Anfang ihres Studiums stehen? Viel. Es ist nämlich, meine Damen und Herren, ein reines Gerücht, daß der gegenwärtige Aufbruch zu Exzellenz in der Forschung keine Folgen für die Lehre haben wird. Im Gegenteil: Wenn wir uns alle um Exzellenz unserer Wissenschaft bemühen, wird auch die Lehre besser, unbeschadet der Notwendigkeit, auch diese durch spezielle Programme und neue Beschäftigungsformen zu verbessern – aber diese Notwendigkeit ist im Ministerium Schavan ja längst erkannt worden und ent-

sprechende Förderprogramme in Vorbereitung, die nun noch energischer finanziert und umgesetzt werden müssen. Für sie als Studierende gilt: Fordern sie exzellente Forschung ein, geben sie sich nicht mit Halbgebackenem oder Zweitaufgüssen zufrieden. Ermuntern sie Professorinnen und Professoren, ihre Forschung zu intensivieren und die Lehre zu verbessern. Aber: Vertändeln und verschenken sie auch nicht die Chancen, die sie selbst mit einem Studienplatz an dieser Universität geschenkt bekommen haben. Die uns allen hier 1989 geschenkte und zugleich mühsam erkämpfte Freiheit, die Freiheit, an diesem Pult zu sagen, was der jeweilig Redende sagen will, die Freiheit, endlich ein Denkmal Max Plancks aufstellen zu können, ist ein kostbares Gut. Faulheit im Denken und Faulheit in der akademischen Disziplin bedrohen sie tödlich. Schlampe ich beim Nachdenken oder liege ich faul im Bette, triumphiert die Dummheit, die Ideologie, das totalitäre System. Über die Kostbarkeit von Freiheit kann man hier an der Humboldt-Universität viel lernen – und deswegen ist die Exzellenz, die wir schon haben und weiter anstreben, nicht einfach die etwas atemlose, vielfach übliche Exzellenz des Höher, Schneller, Weiter, sondern eine Exzellenz auf der Basis von Freiheit. Möglichst viele beglückende Erfahrungen solcher Freiheit wünsche ich Ihnen nun in diesem Semester und in allen, die darauf folgen werden.

HUMBOLDT-REDE ZU EUROPA VON RICHARD VON WEIZSÄCKER

Die klassische Form präsidialer Begrüßung kommt für Sie nicht in Frage: Die üblichen bemühten Worte, den Referenten vorzustellen, häufig aus zusammengelesenen Elementen der im Internet vorgehaltenen *curricula vitae* zusammengestellt, sind heute nachmittag überflüssig; so werden beispielsweise die großen Reden, die Sie ja keineswegs erst 1984 zu halten begonnen haben, an den Seminaren dieser Universität analysiert, hoffentlich übrigens bald auch an einem Stiftungslehrstuhl für Rhetorik, den wir einrichten möchten. Sie mit den üblichen Elementen einer Biographie vorzustellen, ist aber auch deswegen vollkommen überflüssig, weil Sie zu unser aller Freude ja seit September als Kurator dieser Universität wirken und als solcher der universitären Öffentlichkeit auch schon ausführlicher vorgestellt worden sind. Da ich im Unterschied zu Ihnen von der Ausbildung her kein Jurist bin, habe ich – um die Position eines Kurators näher zu charakterisieren – nicht den Text unserer Universitätsverfassung analysiert, sondern als Kirchenhistoriker schlicht ein Lateinwörterbuch bemüht: »Fürsorger« nennt mein großes Wörterbuch als erste Bedeutung, und das erinnert an eine Position im deutschen System der Sozialfürsorge und provoziert die Frage, ob die deutsche Universität schon so in die Unterschicht des internationalen Systems der Hochschulen geraten ist, daß sie Fürsorger braucht. »Besorger« ist die zweite Bedeutung: »Fundraiser« nennt man das jetzt wohl in einem Englisch, das man allerdings während Ihres Studiums in den dreißiger Jahren in Oxford sicher nicht gesprochen hat. »Wärter« als dritte Bedeutung verwundert noch mehr, denn es erinnert an unselige Zeiten, in denen die deutsche Universität mehr einem Zoologischen Garten als einer Bildungseinrichtung geähnelt hat – und freundliche, geduldige Wärter für die tierischen Ausbrüche von Gewalt und Ideologie eher gefehlt haben, wollen hoffen, daß diese Zeiten vorbei sind. Mit Freude liest der Präsident der Universität schließlich die letzten drei Bedeutungen des Wortes *curator* in seinem Lexikon – Vorsteher, Leiter, Vertreter; aber ich bin nicht so naiv anzunehmen, lieber Herr von Weizsäcker, daß ich Ihnen die Leitung dieser Universität einmal vertretungsweise abtreten kann, wenn sie mir zu beschwerlich fällt: Ihr Vorgänger im Amt des Kurators hat Sie auf die limitierten Amtspflichten in dieser Verant-

wortung hingewiesen, unter diesen Voraussetzungen sind Sie angetreten und es wäre nicht recht, einen so kundigen Museumsfachmann und Kulturpolitiker wie Klaus-Dieter Lehmann Lügen zu strafen.

Nun hat der Nichtjurist und Philologe länger darüber *raisoniert*, was ein Kurator nicht zu tun hat, worin mithin seine *curatio* nicht bestehen kann. Scheinbar hat er sich damit zwar nicht vom Referenten, aber von dessen Thema Europa sehr weit entfernt. Aber, liebe Damen und Herren, lieber Herr von Weizsäcker, hat er das wirklich? *Curatio* bedeutet: Heilung, Operation, Wartung, Herrichtung, auch leitende Verwaltungstätigkeit. Und hat Europa das nicht alles höchst notwendig? Heilung des stockenden Verfassungsprozesses, eventuell durch Operationen am Text des Konventes, Wartung seiner Institutionen und des Europabewußtseins in den Mitgliedsstaaten, Herrichtung eines einheitlichen Parlamentssitzes und so weiter und so fort? Hat Europa das nicht alles notwendig? Antworten werden Sie nicht von einem Kirchenhistoriker der Antike erwarten und daher auch nicht hören, Antworten dürfen wir aber vom Referenten erwarten und wir freuen uns daher auf Ihren Vortrag, lieber Herr von Weizsäcker.

HUMBOLDT-REDE ZU EUROPA VON VALÉRY GISCARD D'ESTAING

Wenn große Ereignisse bevorstehen – und, verehrter Herr Präsident, Ihre Rede ist ein solches großes Ereignis im Leben einer Universität –, darf der bewegte Präsident einer Universität auch ein wenig persönlich werden. Das erste Mal habe ich Sie als Schüler im Jahre 1978 gesehen. Da durchschritten Sie das Hauptportal der neuen Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, die nach Entwurf von Hans Scharoun hart an der Mauer und am Niemandsland des Potsdamer Platzes errichtet worden war. Und eröffneten den wunderbaren Büchertempel mit seinem goldenen Magazinsockel, auf den alle lesenden Menschen dieser Stadt so dringend gewartet hatten – waren doch die Bücher der traditionsreichen Bibliothek, aus der Verlagerung an den einstigen Ort zurückgekehrt, zuvor in einer Traglufthalle untergebracht und nach einem Sturm für Tage schutzlos der Witterung preisgegeben, als die Halle zusammengebrochen war. Sie durchschritten, begleitet vom Bundeskanzler und Bundespräsidenten, das Hauptportal – und dokumentierten so, daß die einstige Hofbibliothek der preußischen Könige nun endlich in Europa angekommen war, das europaweite Universum der Lesenden der Herstellung staatlicher Einheit sowohl in Deutschland wie in Europa doch über ein Jahrzehnt voraus war.

Der letzte Redner in dieser Reihe, unser früherer Bundespräsident und Kurator Richard von Weizsäcker, hat vor einer knappen Woche im Privatgespräch berichtet, welche diplomatischen Verwicklungen die schlichte Öffnung einer Nationalbibliothek auslöste, und ohne daß ich nun das Privatgespräch zwischen Präsident und Kurator in allen Einzelheiten ausbreite – zwischen dem Jahr 1978 und dem Jahre 2006 liegen Welten, wie ein schlichter Blick auf Scharouns Staatsbibliothek zeigt, die nunmehr im Zentrum der Stadt liegt und alle ihre Beschaulichkeit verloren hat.

Warum erzähle ich diese Geschichte aus grauer Vorzeit? Sie scheint mir charakteristisch, verehrter Herr Präsident, für die Art, in der sie als Politiker agiert haben. Stets ein *homme de lettres*, haben Sie ihre Visionen künftiger staatlicher Gestalt Europas nie nur auf juristischer Grundlage entfaltet – der Verfassungsvertrag enthält, wenn ich recht weiß, auf ihre direkte Intervention ein Zitat des griechischen Historikers Thukydides, und ein Historiker des antiken Christentums kann Ihnen natürlich nur nachhaltig darin zustimmen: eine



ZU BERLIN



gemeinsame Seele, eine gemeinsame Identität wird Europa nur dann finden, wenn es seine gemeinsamen Wurzeln in Antike und Mittelalter entdeckt, wenn beispielsweise Deutsche und Franzosen sich klarmachen, wie europäisch schon das Mittelalter war.

Die Staatsbibliothek, die sie vor Zeiten eröffneten, enthält bewegende Dokumente deutsch-französischer Freundschaft, beispielsweise aus dem achtzehnten Jahrhundert, als alle klugen Menschen statt des barbarischen deutschen Idioms französisch sprachen, aber auch erschütternde Dokumente von Haß und Streit. Daß Sie hier sprechen und einst den Büchertempel eröffneten, ist ein kleines Zeichen Ihres großen europäischen Engagements, zugleich aber auch eine bewegende Aufforderung, daß wir alle gemeinsam die Regale dieser Bibliothek, unserer im Bau befindlichen Universitätsbibliothek und überhaupt jeder Bibliothek nun nur noch mit Büchern der Freundschaft, mit Büchern voller guter europäischer Gedanken füllen werden. Viele solche Bücher könnten mit Ihren Reden, Herr Präsident, gefüllt werden. Und heute kommt eine weitere Rede dazu, auf die wir uns sehr freuen, weil sie uns – wie damals am Potsdamer Platz –, wieder eine Tür öffnen wird. Die Humboldt-Universität dankt Ihnen und ist stolz, daß Sie uns die Ehre erweisen.

DIE WEIHE DES HAUSES: EINWEIHUNG DER INSTITUTE AM HEGELPLATZ

»Hierher, hierher! Geschwunden sind die Jahre der Rache. Er ist versöhnt. Auf! Folge! Hierher, hierher!«. Diese Verse werden Sie mutmaßlich nicht kennen und noch nie gehört haben. Ich jedenfalls kannte sie nicht. Und mein Vater, immerhin lange Jahre an der Dahlemer Schwesteruniversität für die neuere deutsche Literatur zuständig, übrigens auch nicht. Sie eröffnen das Festspiel »Die Weihe des Hauses«, das der mir bis dato ebenfalls völlig unbekannte k.u.k. Rechnungsführer und Feldkriegskommissär Carl Meisl anlässlich der Wiedereröffnung des renovierten Josephstädter Theaters im Jahre 1822 aus August von Kotzebues »Die Ruinen von Athen« kompiliert und bearbeitet hatte – Sie werden verstehen, daß der Altkirchenhistoriker im Präsidentenamte wohl Ferdinand Raimund kennt, aber nicht seine Vorläufer auf dem Feld der Wiener Volkskomödie; schließlich bin ich ja kein Germanist, sondern nur Sohn eines Germanisten und eröffne gerade ein Institutsgebäude, das auch die Germanistik unserer Humboldt-Universität beherbergt, ohne hier selbst als Fachvertreter zu lehren.

Wir weihen, meine Damen und Herren, ein Haus ein – so wie man mit Meisls »Weihe des Hauses« 1822 in der Wiener Josephsstadt das von Kornhäusel renovierte und bis auf den heutigen Tag bespielte Theater eröffnete; auch unser Theater – wenn Sie mir diesen etwas despektierlichen Vergleich gestatten – wurde renoviert und um einige Bauteile ergänzt. Und man möchte hoffen, daß hier – so wie 1857 im Josephsstadttheater der für das Hoftheater zu unsittliche Tannhäuser Wagners aufgeführt wurde – in diesem Hause mindestens gelegentlich wissenschaftliche Experimente gewagt werden, für die man anderswo viel zu verschlafen ist und für alle hier beheimateten Institute mit der Renovierung des Hauses eine Periode großer Prosperität anbricht, die der Direktion Max Reinhardts am Josephsstadttheater vergleichbar ist.

Berühmt ist das Festspiel »Die Weihe des Hauses«, aus dem ich zitierte, natürlich weniger Carl Meisls wegen und wohl auch kaum August von Kotzebues wegen, der die von Meisl bearbeitete Vorlage schrieb. Selbst der hochgebildete Feuilletonchef einer großen Sonntagszeitung, mit dem ich gestern über das Sujet parlierte, wußte vom armen Kotzebue nur, daß er ermordet wurde und der Name des Mörders Sand lautete – nicht einmal der heute im Badischen gelegene und einst als pfälzische Residenz berühmte Ort, an dem die ruchlose

Tat vollbracht wurde, war dem klugen Feuilletonisten auf Anhieb zur Hand, glücklicherweise auch nicht, daß ein Student der evangelischen Theologie aus Jena Kotzebue erdolchte. Solche Unkenntnis ist nicht gänzlich verwunderlich, mindestens im Osten unseres Landes: Vor 1989 hat die Germanistik der Humboldt-Universität Kotzebue als seicht witzelnden Schreiberling beschrieben, der die gesellschaftlichen Konflikte und Widersprüche banalisiert und verflacht habe, den tragischen Zusammenprall mit den feudalistischen Zuständen durch kompromißlerische Scheinlösungen ersetzt habe – so jedenfalls das »Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller« aus dem VEB Bibliographisches Institut Leipzig *sub voce* (33of.). Von der interessanten Biographie des Juristen, Theaterdichters und Theaterdirektors Kotzebue zwischen St. Petersburg, Sibirien, Berlin, Weimar und eben Mannheim erfährt der Leser des Lexikons herzlich wenig, eine kleine Monographie unter dem Titel »August von Kotzebue. Theatergenie zur Goethezeit« hätte hierzulande vor Jahren sicher nicht geschrieben und, falls geschrieben, sicher nicht gedruckt werden können. Außerdem war die herrschende Ideologie gesteigerter Aufmerksamkeit für subtile Gesellschaftskritik in den Stücken Kotzebues auch nicht gerade günstig. »Sanfte Unterhaltung oder bissige Satire« überschreibt eine jüngst publizierte Dissertation eines ihrer Kapitel, und was davon stimmt, müssen Kundigere entscheiden.

Ich werde mich aber hüten, den hiesigen Seminaren den von Schiller erhöhten und von Schlegel verspotteten Kotzebue auf dem Wege einer Einweihungsrede geschätzten Instituten und Seminaren meiner Universität als Gegenstand von Lehre und Forschung zu empfehlen – mindestens da gilt ohne Zweifel das Ressortprinzip und die alte Forderung, daß der Schuster bei seinen Leisten bleiben soll. Ob in diesem Hause über Goethe geforscht wird, der Kotzebue aufführte und – wenn ich recht sehe – eher differenziert beurteilte, oder über irgendeinen anderen Autor, ist vergleichsweise egal, solange spannend und exzellent geforscht wird. Daß hier spannend und exzellent geforscht, mitreißend gelehrt werden kann, verdanken wir den Architekten, der technischen Abteilung unserer Verwaltung und den Anstrengungen der beteiligten Institute und Seminare. Es ist ein wunderbares Haus wieder und neu entstanden, das unserer ganzen Universität zur Zierde gereicht, sozusagen ein Beispiel dafür,

wie man Humboldt ins einundzwanzigste Jahrhundert übersetzen kann, um dem Titel eines wichtigen Drittmittelantrags dieser Universität zu bemühen und ein Leitmotiv ihres gegenwärtigen Präsidenten zu zitieren. Allen Beteiligten herzlichen Dank und Glückwunsch für alle, die es nun nutzen dürfen: »Hierher, hierher! Auf! Folge! Hierher, hierher!«.

Berühmt ist das Festspiel, aus dem ich gerade noch einmal zitiert habe, nicht Meisls und Kotzebues wegen. Berühmt ist es, weil Beethoven eine Ouvertüre schrieb und Einzelnes vertonte, die Musik selbst dirigierte und weil die wuchtigen Striche, die die Ouvertüre eröffnen, unvergeßlich sind, hat man sie je einmal gehört. In einem Zeitungsartikel der Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung vom 4. Dezember 1822 heißt es über die Wiedereröffnung des Theaters: »Der Meister dirigierte selbst; da man jedoch seinen leider immer noch geschwächten Gehörswerkzeugen nicht sicher vertrauen kann, so war ihm im Rücken Hr. Kapellmeister Gläser postiert, um dem ... Orchester des Autors Willensmeinung erst recht eigentlich zu verdolmetschen, welches doppelte, nicht selten ganz verschiedene, Taktieren sich in der Tat recht sonderbar gestaltete. Dennoch ging alles so ziemlich glücklich vonstatten, bis auf die Chöre, welche manche Dissonanzen extemporierten; der Tonsetzer wurde freudig empfangen, am Schlusse hervorgerufen und mit Jubelbeifall überhäuft«.

Mir scheint, sehr geehrte Damen und Herren, daß uns auch an diesem Punkte die Wiedereröffnung des Theaters in der Josefsstadt ein Vorbild für unsere Wiedereinweihung des Seminargebäudes am Hegelplatz abgeben kann: »um dem ... Orchester des Autors Willensmeinung erst recht eigentlich zu verdolmetschen«, um den Studierenden des Autors und der Autorin Willensmeinung erst recht eigentlich zu verdolmetschen, um im Takt mit einem Autor das Orchester der Leser anzuleiten, das Orchester der Interpreten auf bestimmte Standards zu verpflichten – natürlich bin ich nicht so naiv, daß an dieser Stelle nicht ahne, daß bestimmte literaturwissenschaftliche Hermeneutiken wenig mit solchen Bildern zusammenstimmen, wie ich sie gerade verwende. Aber, liebe Damen und Herren, angesichts möglichen Widerspruchs sag ich es gerade und besonders gern: Willensmeinung eines Autors zu erspüren, sie zu verdolmetschen und durch Argumente den vielstimmigen Chor der Interpreten

zu einen, ist jedenfalls für einen Textexegeten aus dem Bereich der Theologie die schlechteste Hermeneutik nicht.

»Lasset uns tanzend / Blumen hier pflücken / und mit Entzücken / den Gönnern sie streu'n«, dichten Meisl und Beethoven den Text Kotzebues um. Gestern erwog ich mit dem erwähnten Feuilletonchef die These, daß Kotzebues Ermordung eher die verzweifelte Tat eines Literaturliebhabers war, ein äußerst drastischer Ausdruck eines literarischen Werturteils. Die Kundigen unter ihnen wissen, daß mit einer solchen These das revolutionäre Potential der deutschen Studentenschaft im Vormärz geringfügig unterschätzt ist und der These mindestens eine gewisse historische Naivität eigen ist. Treffen Kotzebue und Meisl vielleicht aber doch mit ihren Texten die Stimmung dieses Nachmittags, obwohl ich hier niemanden tanzen und Blumen streuen sehe? Doch, daß man sich über diesen wunderschönen Bau von Herzen freuen kann und allzumal nach der Vollendung der Universitätsbibliothek Forschen wie Lehren Ihnen hier leicht wie ein guter Tanz von der Hand gehen möge, das empfinden manche, wünschen viele. Und zuvörderst, Herr Dekan, verehrte Kolleginnen und Kollegen, liebe Studierende, ich: »Auf! Folge! Hierher, hierher!«.

EINHUNDERTFÜNFUNDSIEBZIGJÄHRIGES BESTEHEN DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

»Das Paradies«, heißt es bei Jorge Luis Borges, »habe ich mir immer als eine Art Bibliothek vorgestellt«. Wenn man sich, verehrte Bibliotheksdirektorinnen und -direktoren, sehr geehrte Mitarbeiter von Universitätsbibliotheken und insbesondere liebe Mitarbeiter unserer Universitätsbibliothek, wenn man sich dazu klarmacht, daß Borges im Alter von fünfzig Jahren vollständig erblindete, dann hat sein Satz über das Eschaton als Paradies des Lesens einen sehr tiefen und bewegenden existentiellen Hintergrund. Vielleicht wird Sie nicht verwundern, daß ein Universitätspräsident, auf dessen Schreibtisch Tag für Tag bis zum Rand gefüllte grüne, blaue und gelbe Postmappen liegen und dem schon beim Betreten des Büros die Sekretärinnen blaue Plastikmappen mit der Aufschrift »Eilt« entgegenschwenken, dem Satz von Borges ebenfalls einen tiefen existentiellen Sinn abgewinnt, allzumal wenn er dazu noch von der Profession her evangelischer Theologe ist: Das Paradies habe ich mir schon immer als eine Art Bibliothek vorgestellt, aber seit Anfang Januar bin ich noch mehr davon überzeugt, daß das Paradies eine Art Bibliothek ist – eine Bibliothek, in der ich endlich einmal in Ruhe lesen darf, die Bücher, die ich gern lesen mag, wunderbar gebundene, von kundigen Herstellern in gepflegten Typen gesetzte, auf ewig alterungsbeständigem Papier gedruckte, tiefsinnige und doch leicht geschriebene, eben himmlische Bücher, die Horizonte öffnen, nicht die gelegentlich nur schwer erträglichen Vorlagen, Gutachten und Statistiken, die unsere Hochschulforschungsinstitute und Gremien produzieren.

Aber, verehrte Damen und Herren, bevor ich jetzt eine Diskussion darüber provoziere, ob in der paradiesischen Bibliothek auch elektronische Medien vorrätig gehalten werden oder wir uns statt richtigen Büchern mit frei zugänglichen Aufsätzlein auf himmlischen Dokumentenservern begnügen müssen, ob es im Himmel noch die großen alten deutschen und internationalen Verlage gibt oder ihnen von der open access-Bewegung im Interesse freier Zugänglichkeit der Information so endgültig das Handwerk gelegt wurde, wie das ein von mir bewunderter und geschätzter Mathematiker der Technischen Universität zu Berlin seit Jahren fordert – ehe ich also meine Hoffnungen für die Ewigkeit in die Niederungen unserer Zeitlichkeit ziehe, kehre ich lieber den Satz des argentinischen Schriftstellers ein wenig um: »Die Bibliothek habe ich mir immer als eine Art Paradies vorgestellt«.

Stimmt der Satz aber, wenn man ihn umdreht? Als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Bibliotheken, als Direktorinnen und Direktoren, aber natürlich auch als Benutzer wissen Sie, daß unsere Bibliotheken oft eher kein Paradies sind, gelegentlich das glatte Gegenteil: Auch hier viel zu wenig Geld, zu viele Benutzer, zu wenig Bücher, kein Geld für Restaurierung – das alte Lied. Und manchmal nicht einmal ein wirklich passendes Gebäude. So war das in Jena, als ich 1994 dort Ordinarius für Kirchengeschichte wurde; die Universitätsbibliothek war in den letzten Kriegstagen zerstört worden und mehr schlecht als recht in Provisorien untergebracht. Und auch die große alte Berliner Universitätsbibliothek hat mit dem Schrödinger-Zentrum und dem großen Neubau für das Grimm-Zentrum erst in den letzten Jahren die seit über hundert Jahren eigentlich notwendigen großen eigenständigen Gebäude bekommen. Wie an vielen Stellen unserer deutschen Universitätslandschaft gilt auch hier: Mit beschränkten Mitteln wird Großes geleistet und unverdrossen der Mangel so verwaltet, daß ein schlichter Benutzer gar nicht erkennt, wie mangelhaft die Ausstattung an vielen Punkten ist. Mir liegt heute angesichts des Jubiläums sehr daran, allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unserer Universitätsbibliothek für das Engagement zu danken, mit dem Sie ihre Arbeit in den letzten Jahren getan haben und gegenwärtig tun, für Ihre Sorgfalt, Ihre Aufmerksamkeit, aber auch für Ihre Neugier im Umgang mit alter Literatur und neuen Medien. Die große Verantwortung, die die Wissenschaft für die Bewahrung, Pflege und Weitergabe von Büchern und Medien trägt, ist uns an dieser Universität hofentlich deutlicher bewußt als anderswo, an dieser Universität, an der einmal eine Antrittsvorlesung eines Pädagogen im schönen Mai des Jahres 1933 mit dem barbarischen Akt einer Bücherverbrennung vor den Toren des Hauptgebäudes geendet hat. Wie gesagt: Daß Sie, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, nach den nicht nur für Bibliotheksbenutzer finsternen Zeiten des vergangenen Jahrhunderts versuchen, die Bibliothek als eine Art Paradies zu gestalten und in den finsternen Zeiten dies in einzelnen Nischen auch versucht wurde, verdient unsere große Anerkennung und unseren hohen Respekt.

Ein wenig frech hatte ich den bekannten Satz von Borges umgedreht und formuliert: Die Bibliothek und insbesondere unsere Universitätsbibliothek habe ich mir immer als eine Art Paradies vorgestellt. Wenn unser großes

Grimm-Zentrum dann einmal vierundzwanzig Stunden geöffnet haben wird, dann ist ein wichtiger Schritt hin zur paradiesischen Bibliothek vollzogen, die ewige Öffnung, die in den virtuellen Bibliotheken dieser Welt längst selbstverständlich ist. Ob dann tatsächlich das Paradies der Theologen und der Bibliothekare zusammenfällt, ob dann das Paradies eine Bibliothek und die Bibliothek ein Paradies ist – das ist eine schwierige theologische wie bibliothekswissenschaftliche Frage, mit der ich mein Grußwort nicht belasten will. In Borges »Bibliothek von Babel« ist die Welt als präexistenter und unendlicher Bücher-tempel vorgestellt, der eine unendliche Menge von Büchern enthält, die nur für eine kleine Gruppe der Bewohner verständlich sind. Vielleicht sind wir von der Realisierung einer solchen Vision, die auf merkwürdige Weise die Hölle und das Paradies verwebt, nicht mehr sehr weit entfernt. Aber, meine Damen und Herren, wir sind uns ja vermutlich alle einig, daß wir vor der Hölle der Unverständlichkeit nur dann bewahrt bleiben, wenn Menschen lesen und verstehen können. Daran wird in der Berliner Universitätsbibliothek seit hundertfünfundsiebzig Jahren gearbeitet. Dazu gratuliere ich und wünsche alles erdenkliche Gute.

2007

ERÖFFNUNG DER THYSEN-VORLESUNG VON PETER GREENAWAY

»My films show that I am a true atheist, although I always had the highest marks in Religious Education«. This quotation from Peter Greenaway suggests, ladies and gentlemen, that it gives the theologian, who has temporarily slipped into the role of university president, a certain mischievous pleasure to deliver the opening speech this evening. We are about to listen to the last Berlin Thyssen lecture for the time being, which deals with the iconology of the present day and is being presented by a highly respected contemporary artist, who has a fascinating position on religion as became obvious from my introductory words. There are some boring theologians, who don't want to know anything about atheists, and there are boring atheists, who don't want to know anything about theology – and on some occasions, the president of a university is required to deliver speeches in honour of these contemporaries. Such greetings tend to drag through the various stages of these boring people's lives, spiced up, perhaps, with a few tomfooleries about life and the world in general.

This procedure is hardly necessary for a greeting in honour of Peter Greenaway – not only because he is the sort of astute atheist who knows a lot about theology, but also because he is one of the few contemporaries who teaches us to look beyond. He teaches us, for example, that Rembrandt was not a painter. »I beg your pardon?«, a surprised interviewer exclaimed in reaction to this statement. Rembrandt was not a painter? »Indeed, Rembrandt was not a painter. And the Nightwatch is not a painting.« What is it then, if it is not a painting? »It is a theatrical play, an incredibly lively performance«. That, ladies and gentlemen, is the iconography of the present: Rembrandt's Nightwatch interpreted as a drama about murder, transferred onto the canvas and captured in celluloid. And talking about it so cleverly that an interviewer is dumbfounded. Iconology of the present. Gottfried Böhm and Horst Bredekamp have skilfully organised a respectable series of lectures focussing on this subject and have moderated it in an equally inspiring manner. The Fritz-Thyssen-Foundation generously provided the necessary funds for this endeavour. Words of gratitude should also be expressed to Jürgen Regge. Among the lecturers, who have enlightened us on this topic, was not only a true atheist, but also a veritable Cardinal, an art historian from Chicago and a philosopher from Jena. Peter Greena-

way explains the reasons for reflecting about the iconography of the present more adequately than a theologian could. Once again, the artist managed to render the interviewer speechless when he said: »You know, most people are visual illiterates«. Indeed, dear Peter Greenaway, dear Gottfried Böhm, dear Horst Bredekamp, they drown in the flood of pictures, in the sea of sensations. »I believe that the present-day is more baroque than the Baroque period ever was«. So Greenaway says. Referring to the visual illiterates, this can only mean: in the Baroque period the importance of emblems, colours and sounds was clear – well, at least it was clear to God, Who heard the encrypted symbols in the music of the Bach cantatas and set His eyes on the reticulated – für meine deutschen Zuhörer: verästelt – copper book covers in His heavenly library – but these days, the visual illiterates are mute when presented with the sensually over-presented, uncoded and non-reticulated baroque abundance. This has developed – again, I am quoting Greenaway – because we are obsessed by the baroque idea that »quantity can transact into quality«.

There are a few, almost too few, Thyssen-lectures about the iconology of the present. Quantity in listeners, quality in the lectures. But maybe this is precisely the key to understanding the excellent lecture-series at the alma mater Berolinenses: quantity does not transact into quality – instead, as we can learn here in Berlin, there is more than the aesthetics of Prussian soberness, more than the punctuality from Königsberg, which is garbed in black, always dressed in the same robe and appears at precisely the same time: there is also a baroque abundance in painting, scripture, architecture and music. The cook, the thief, the wife, her lover and many, many others. I would like to welcome you all to today's lecture, and in particular you, dear Peter Greenaway.

ABSCHIEDSVORLESUNG VON HEINRICH AUGUST WINKLER

Für gewöhnlich beginnen historische Darstellungen ebenso wie historische Vorlesungen mit Bemerkungen zur Abgrenzung von Epochen – mindestens der Epoche, die Gegenstand der Darstellung, der Epoche, die Gegenstand der Vorlesung ist. Die allermeisten unter uns kennen solche abgrenzenden Bemerkungen – Zeitgeschichte sei die Epoche der Mitlebenden, formulierte beispielsweise der Doktorvater von Heinrich August Winkler. »Der lange Weg nach Westen« beginnt ganz anders. »Historische Darstellungen bedürfen eines Fluchtpunktes«, schreibt Winkler im Vorwort des ersten Bandes. Auf den ersten Blick hat die Vorstellung von notwendigen Fluchtpunkten historischer Darstellungen sehr wenig mit der klassischen Epochenvorstellung zu tun; in Droysens Historik gibt es zu jeder Epoche der Geschichte eine epochemachende Tatsache, einen uranfänglichen Punkt, der alles in Bewegung setzt, eben eine *epoché* im ganz und gar wörtlichen Sinne des griechischen Begriffs, ein fixer Punkt, von dem aus alles in Abhängigkeit definiert wird – eine aus der astronomischen Fachliteratur der Antike stammende Vorstellung von Epoche, die die Wahrnehmung von Geschichte über lange Zeit geprägt hat: »Von hier und heute«, irgendwo im Departement Marne, am 20. September 1792 und so weiter und so fort.

Winklers langer Weg nach Westen setzt nicht mit einer einzigen epochemachenden Tatsache ein, sondern zieht Linien auf die zentralen Fluchtpunkte der Jahre 1933, 1945 und 1990 von Prägungen aus, vom Reich und seinem Mythos, der konfessionellen Spaltung und dem Gegensatz zwischen Österreich und Preußen, von den diversen Spielarten gesamtdeutscher und partikularer Identität. In Hunderten von Jahren gewachsene Prägungen, die sich nicht auf einen Punkt in Raum und Zeit zusammenziehen lassen. Und doch: »Grundtatsachen« nennt Winkler diese Prägungen immer wieder einmal – und spätestens an dieser Stelle wird einem aufmerksamen Leser deutlich, daß Winkler die klassische historiographische Vorstellung von der Epoche als dem einen fixen Punkt des Beginns zwar aufgegriffen, aber durch die Rede vom Fluchtpunkt, schon rein sprachlich betrachtet, merklich dynamisiert hat – ein neuzeitlich beschleunigter, dynamisierter Epochenbegriff, in dem Prägungen und Fluchtpunkte an die Stelle der einen prägenden, epochalen Tatsache treten, der Verlauf an die Stelle bloßer Standbilder.



Am heutigen Tage, so scheint es jedenfalls dem Präsidenten der Humboldt-Universität, liegt es nahe, das nämliche Stichwort »Epoche« aufzurufen. Denn mit dem offiziellen Abschied Heinrich August Winklers von seinem Lehrstuhl geht scheinbar definitiv eine Epoche unserer alma mater Berolinensis zu Ende, die Epoche des Neuaufbaus dieser Universität nach der Wende. Wer je das Vergnügen hatte, Herrn Kollegen Winkler von seinen beschwerlichen Berliner Anfängen im Herbst 1991 erzählen zu hören, beispielsweise davon, daß die Schreibmaschinen für das Büro auf dem Sperrmüll geholt werden mußten und das Gehalt nicht auf ein Westberliner Konto überwiesen werden konnte, der ahnt, gegen welche Jahrzehnte alten Prägungen hier angegangen werden mußte im alltäglichen Kampf gegen den »schönen Schein der Erneuerung« und gegen die uralten deutschen Sonderwegs-Mythen im Universitätsalltag. Heinrich August Winkler hat gemeinsam mit den anderen Kollegen des Neuanfangs dafür gesorgt, daß sich solche Prägungen unseres Hauses verloren haben und wir nun wieder eingetreten sind in den Kreis von Universitäten, zu dem wir einst gehört haben. Anlässlich Ihrer Abschiedsvorlesung, lieber Herr Winkler, möchte ich in aller Form und vor dieser großen Öffentlichkeit festhalten: Sie haben sich um die Humboldt-Universität zu Berlin verdient gemacht – in einem Maße verdient gemacht, das mit dürren Worten nicht ausreichend beschrieben werden kann, schon gar nicht von einem Präsidenten, der vor knapp drei Jahren an eine so ganz anders geprägte Universität berufen wurde als Sie sie vorfanden.

Welche Prägungen haben Sie dieser Universität vermittelt? »Ich gehörte eben zur Rothfelschen Linken« – so lakonisch haben Sie sich selbst für das Jahr 1976 charakterisiert und immer wieder auch die anderen Orientierungsfiguren genannt: Eugen Rosenstock-Huussy, Karl Löwith, aber auch Richard Löwenthal oder Ernst Fraenkel und natürlich Hans Rosenberg, dem zu Ehren die Heinrich August und Dörte Winkler-Stiftung alle zwei Jahre einen Preis für Nachwuchshistoriker vergibt. Aus diesen Ihren individuellen Prägungen leiten sich auch die Prägungen ab, die Sie dieser Universität zu vermitteln versucht haben: zuallererst der Geist nüchterner, sachlicher Arbeit fern der ideologischen Verhärtungen und Geschichtsmythen, unter denen allzumal die Berli-

ner Universitäten so elend lang gelitten haben, der helle, klare, frische Geist der Königsberger Aufklärung und dann auch eine ganz charakteristische Synthese von klassischer Politikgeschichte und Sozialgeschichte, von – wenn ich das so sagen darf, Sie haben es ähnlich formuliert – Preußentum und Sozialdemokratie, nicht zuletzt eine Integration der Perspektive der Exilanten in die Geschichtsschreibung dieses Landes – Sie bekennen sich im selben Atemzug zu Hinsichten, in denen »Ranke durchaus noch nicht überholt ist«, und beklagen doch gleichzeitig den methodischen Konservatismus der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945.

Angesichts des Themas Ihrer Abschiedsvorlesung liegt es aber nahe, eine Prägung besonders herauszugreifen, die Ihre wissenschaftlichen Arbeiten ebenso charakterisiert wie Ihre Arbeit als akademischer Lehrer hier an der Humboldt-Universität. Im Vorwort zum zweiten Band Ihres Langen Wegs nach Westen formulieren Sie sehr direkt: »Die Wertmaßstäbe, von denen ich ausgehe, sind die der westlichen Demokratie. Mein Freiheitsbegriff ist nicht der relativistische«. Das energische Eintreten für die westlichen Werte, »obenan die unveräußerlichen Menschenrechte«, prägt beispielsweise auch Ihre Stuttgarter Rede »Was hält Europa zusammen?« aus dem vorvergangenen Jahr. Wir können, lieber Herr Winkler, von diesem Ihrem Plädoyer für die Werte lernen, wenigstens an der Humboldt-Universität nicht zu ertrinken im alltäglichen Einerlei konkreter Probleme – das Stichwort »Studentenberg« rauscht beispielsweise gerade durch den Blätterwald. Wenn auch wir hier die Forderung nach noch mehr Geld für noch mehr Studierende für die letzte Weisheit der deutschen Universität halten würden, dann hätten wir das Erbe der Wendezeit verspielt und herzlich wenig von Ihnen gelernt. Wenn wir dagegen fragen, wie der europäische Wert nicht relativistisch gedachter Freiheit im konkreten Studienalltag, bei der nötigen Reform des Bologna-Prozesses und bei der disziplinären Fortentwicklung unserer Universität zur Geltung gebracht werden kann, dann bleiben Sie hier auch nach Ihrer Abschiedsvorlesung präsent, prägen uns weiter.

Und das bringt mich auf eine letzte Frage: Ist's wirklich eine Abschiedsvorlesung? Und wirklich das Ende einer Epoche dieser Universität? Da zeigt sich noch einmal die klassische Problematik des Epochenbegriffs. »Ich habe

kaum nötig, hier ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß es in der Geschichte ebensowenig Epochen gibt wie auf dem Erdkörper die Linien des Äquators und der Wendekreise, daß es nur Betrachtungsformen sind«. In mancher Hinsicht ist auch Droysen noch nicht überholt: Eben doch kein Ende einer Epoche. Sie werden weiter hier lehren, unter dem Titel »Europa denken« am unvollendeten Projekt der westlichen Wertegemeinschaft arbeiten – und, lieber Herr Winkler, Sie ahnen, wie sehr ich mich darüber freue, daß »hier und heute« keine Epoche, kein Ende, sondern höchstens eine Zäsur gesetzt wird und der Fluchtpunkt noch in ferner Zukunft liegt. Ich danke Ihnen namens der ganzen Universität, grüße die Gäste aufs Herzlichste und freue mich auf Ihre Vorlesung über die westliche Wertegemeinschaft.

VERLEIHUNG DER EHRENDOKTORWÜRDE AN MARCEL REICH-RANICKI

»Unendliche Wehmut und ungeheure Ironie« lautete das Motto des 1827 gegründeten literarischen Vereins »Tunnel über der Spree«; das »Tunnelarchiv« zählt zum kostbaren Altbestand unserer Universitätsbibliothek. Im Sommer 1843, als Vierundzwanzigjähriger, wurde der Apothekergehilfe Theodor Fontane in diese ehrenwerte Gesellschaft eingeführt, die Geibel reichlich respektlos als »Kleindichterbewahranstalt« apostrophierte, und fand unter dem Tunnelpublikum allerlei wichtige Gesprächspartner. Gleichwohl schreibt er in »Von Zwanzig bis Dreißig« ziemlich respektlos: »Der Tunnel, soviel ich an ihm nachzurühen habe, war doch an vielen Sonntagen nichts weiter als ein Rauch- und Kaffeesalon, darin, während Kellner auf und ab gingen, etwas Beliebtes vorgelesen wurde. War es eine Schreckensballade, darin Darnley in die Luft flog oder Maria Stuart enthauptet wurde, so ging die Sache, setzte sich aber ein Liebeslieddichter hin, um mit seiner vielleicht pimprigen Stimme zwei kleine Strophen vorzulesen, so traf es nicht selten ein, daß der Vorlesende mit seinem Liede schon wieder zu Ende war, ehe noch der Kaffeekehlner auf das ihm eingehändigte Viergroschenstück sein schlechtes Zweigroschenstück ... herausgegeben hatte«.

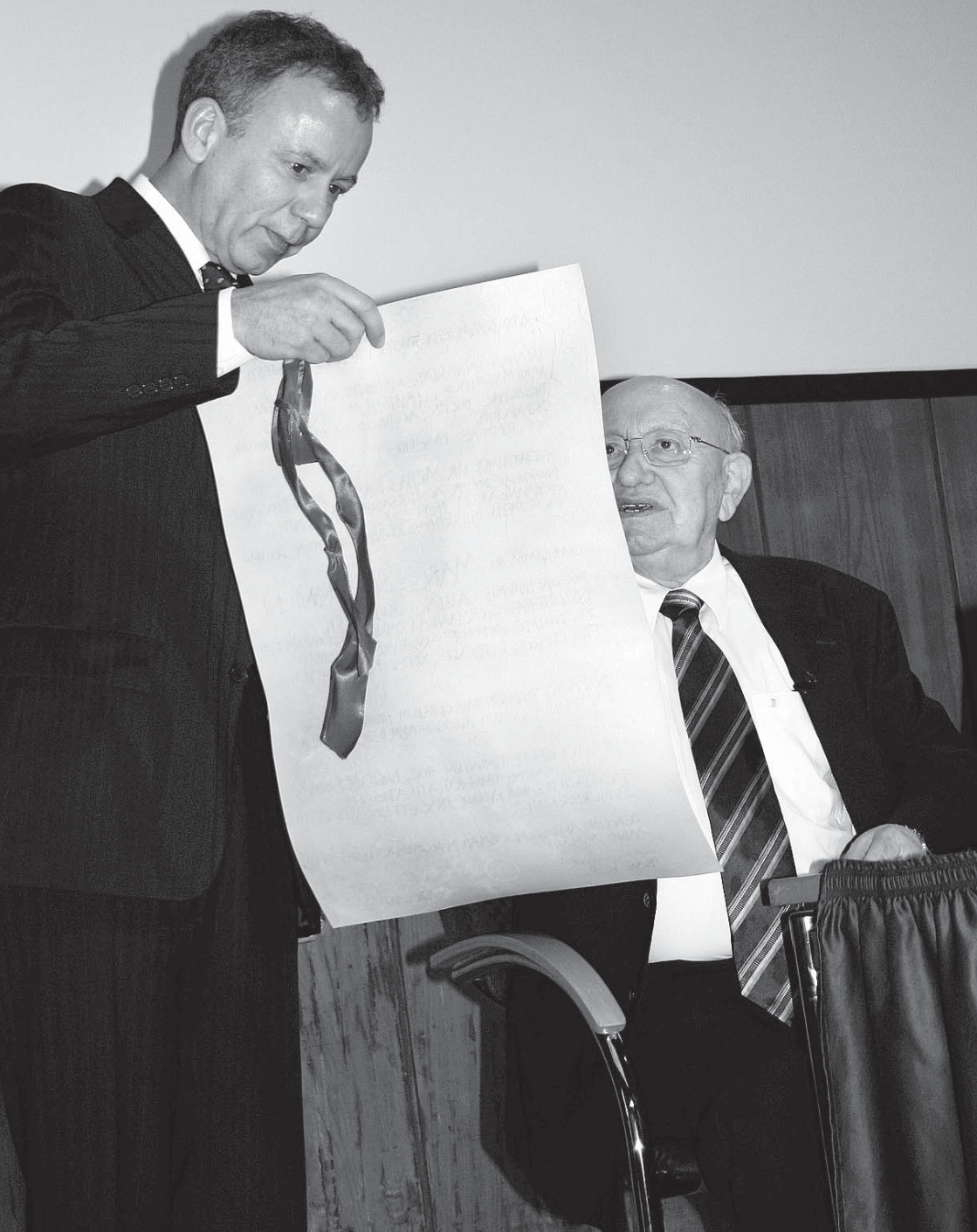
Der Kirchenhistoriker im Präsidentenamt ist kein Germanist, und so interessiert ihn heute vormittag natürlich nicht der »Tunnel über der Spree« und eigentlich auch nicht Fontane, sondern jenes Motto des literarischen Vereins, dem er lange Jahre mit wechselnder Intensität angehörte: »Unendliche Wehmut und ungeheure Ironie«. Taugt das Motto des Vereins auch als Leitspruch für den heutigen Festakt? Ganz gewiß droht »unendliche Wehmut«, wenn man an das »Wunder Berlin« denkt, jene lebendige Metropole des Jahres 1929, in die der Schüler Marcel Reich-Ranicki geschickt wurde und die er so einfühlsam in seinen Erinnerungen portraitiert. Zirkus Sarrasani auf dem Tempelhofer Feld, der Doktor Knick vom Werner von Siemens-Realgymnasium und das Gebäude, »das mir«, so Reich-Ranicki, »das teuerste in Berlin wurde und bis heute geblieben ist« – Schinkels Schauspielhaus am Gendarmenmarkt, Jürgen Fehling, Gustaf Gründgens, Werner Krauss, Emil Jannings. »Unendliche Wehmut«: Die Hülle des Schauspielhauses steht noch, aber das darin befindliche preußische Staatstheater hat kurz vor Toresschluß die SS angezündet und nach einem ästhetisch

nicht sehr überzeugenden Innenausbau der achtziger Jahre nennt man das Ganze jetzt »Konzerthaus«, um die Touristen nicht zu verwirren. »Unendliche Wehmut« aber auch über dieses Haus, ebenfalls zerstört und im Inneren ästhetisch nicht sehr überzeugend wiederaufgebaut. Der Student schreibt am 10. März 1938: »Ich bitte um Aufnahme als ordentlicher Student an die Philosophische Fakultät«. Die Universität lehnt auf Weisung der Zentralstelle für das Studium der Ausländer in Preußen unter Datum vom 7. April 1938 ab, und im Gespräch mit dem Abgelehnten nimmt der Rektor, der brandenburgische Landeshistoriker Willy Hoppe, zu den üblichen Ausreden Zuflucht. Unendliche Wehmut darüber, daß diese Universität des Mittelpunktes, ein Ort von Wahrheit und Freiheit, sich den deutschen Diktaturen so bedenkenlos, so umfassend auslieferte. »Zeit ist Balsam und Friedensstifter« heißt es bei Fontane, und manche haben gefragt, ob der Ehrendoktor Wiedergutmachung sei. Aber an dieser Stelle darf kein Balsam auf die Wunden gestrichen werden und kein falscher Friede proklamiert werden; viel zu bedroht sind Wahrheit und Freiheit in der Wissenschaft, als daß man die braunen und roten Jahre für einen Betriebsunfall der *alma mater Berolinensis* ausgeben dürfte. Und wieder gut machen, meine sehr verehrten Damen und Herren, kann man erst recht nichts. Historische Schuld ist keine Bankschuld, die durch ein paar Taler Wohlverhalten getilgt werden kann – der Kirchenhistoriker erinnert an die gescheiterte Ökonomisierung der Sündenlehre im Mittelalter, der Zeithistoriker an den überaus törichten Satz aus dem jüngsten Historikerstreit, daß dreißig Jahre Wohlverhalten in der Demokratie doch wohl die Problematik der Volkstumsthesen bestimmter Königsberger und Posener Historiker getilgt hätten. Nein, getilgt werden kann nichts von dem, was damals geschah, und vergessen werden darf erst recht nichts davon. Und indem wir hier in diesem Hause erinnern und dabei nicht nur an die Galerie der Nobelpreisträger denken, setzen wir ein Zeichen dafür, daß wir uns der Verantwortung für die schreckliche Zeit bewußt sind und daher auch wissen, worin unsere Verantwortung heute besteht.

Also: Ja, gewiß, »unendliche Wehmut«. Aber auch »ungeheure Ironie«? Ja, hoffentlich auch das. Wenn nämlich der heutige Festakt verhindert, daß wir uns wohlgefällig darin beruhigen, daß nun nach so vielen Jahren ein ungerech-

terweise abgelehnter Student sein Examensdiplom nachgereicht bekommt und nun alles gut geworden ist. »Ungeheuere Ironie« kommt dann auf, wenn wir heute, so wie das der Berliner Student Sören Kierkegaard kritisch gegen Hegel postulierte, mit Hilfe der Ironie eine feierliche Erstarrung vermeiden und uns der ständigen Bedrohung von Wahrheit und Freiheit in der Wissenschaft bewußt bleiben. Ich muß freilich heute das von Jean Paul und Heinrich Heine geforderte Ausrufzeichen zur Markierung von ironischen Wendungen nicht setzen; Peter Wapnewski, der uns dankenswerterweise die Laudatio halten wird, und Marcel Reich-Ranicki selbst sind solche Meister der Ironie, sind ein Gestalt gewordener point d'ironie.

Also bleiben wir doch, verehrte Damen und Herren, beim »Tunnel über der Spree« und, das muß ich wohl kaum ausführen, bei Fontane, bei Fontanes Wehmut und Ironie. Theodor Storm, zeitweilig ebenfalls ein Teil des Tunnelpublikums, beklagte in einem Brief an seinen Namensvetter Fontane aus dem Jahre 1853, daß in Berlin im ganzen »die goldene Rücksichtslosigkeit« fehle, die allein den Menschen innerlich frei macht und die nach seiner Ansicht das letzte und höchste Resultat jeder Bildung sein muß. Sie haben, verehrter, lieber Herr Reich-Ranicki, einst an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität die durch das Blech von Dienstmarken und Koppelschlössern repräsentierte menschenverachtende Rücksichtslosigkeit eines totalitären Systems erleben müssen und leben uns allen jene ganz andere, aufgeklärte »goldene Rücksichtslosigkeit« des Kritikers vor, der auch noch über das schlechteste Buch goldene Worte zu formulieren vermag, die belehren und erfreuen. Daß Sie die Ihnen angetragene Ehrendoktorwürde angenommen haben und dieses von seiner Geschichte gezeichnete Haus nach so vielen Jahren wieder betreten haben, daß Peter Wapnewski nach langen Jahren an der Freien und der Technischen Universität nun auch die unsrige mit goldenen Worten ziert, bewegt uns sehr. »So voller Lust, so voller Dank«.



WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION IM ÖFFENTLICHEN RAUM – WELCHE ROLLE SPIELEN DIE UNIVERSITÄTEN?

Tagung »Wissenschaftskommunikation im öffentlichen Raum«

64

Wenn der Titel einer Tagung eine Frage enthält – wie beispielsweise in der Formulierung: »Wissenschaftskommunikation im öffentlichen Raum: Welche Rolle spielen die Universitäten?« – ist es keine gute Idee, wenn in einem Grußwort versucht wird, die Frage gleich zu beantworten. Also in unserem Falle der Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin, der die Ehre hat, das veranstaltende Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik zu den Zimelien seiner Einrichtung zu zählen, Erwägungen zur Rolle der Universitäten bei der Wissenschaftskommunikation im öffentlichen Raum vorträgt. Sie könnten nach Lage der Dinge und angesichts der für ein Grußwort charakteristischen Kürze ohnehin nur in der Trivialität bestehen, daß die Rolle der Universitäten schon ganz gut ist, die der Humboldt-Universität natürlich besonders, aber durchaus noch steigerungsfähig ist. Nein, meine Damen und Herren, die Titelfrage Ihrer Zusammenkunft müssen Sie auf Ihrer Zusammenkunft schon selbst beantworten. Da kann und will ich nicht helfen.

Da mir aber ein liebenswürdiger Journalist vor einigen Wochen in einer Berliner Lokalzeitung bescheinigt hat, ich sei als Kirchenhistoriker ausschließlich an der Vergangenheit interessiert und hätte keinerlei Ideen für die Gegenwart der Universität, füge ich mich wenigstens für dieses Grußwort in die mir da zugeschriebene Rolle und frage, welche Rolle Universitäten bei der Wissenschaftskommunikation im öffentlichen Raum schon gespielt haben, und konzentriere mich auf meine eigene, fast zweihundertjährige Einrichtung – ich meine nämlich ganz unbescheiden, daß es an der Berliner Universität eine Tradition gibt, die für die Leitfragen der Tagung, zu der Sie sich versammeln, von gewichtiger Bedeutung ist: Wenn Sie in den nächsten beiden Tagen nach der Relevanz von Wissenschaftskommunikation, nach bisherigen Projekten und Erfahrungswerten, geeigneten Strategien sowie nach den Möglichkeiten, den Dialog mit der Gesellschaft zu intensivieren, fragen wollen, dann setzen die sechzehn Kosmos-Vorträge, die Alexander von Humboldt im großen Saal der Singakademie am Festungsgraben vom 6. Dezember 1827 bis zum 27. April 1828 vor mehr als achthundert Besuchern hielt, Maßstäbe, an denen man sich noch heute orientieren kann. Daß damals im frisch fertiggestellten Gebäude der Singakademie mehr als die Hälfte des Auditoriums aus Frauen bestand,

war ebenso ungewöhnlich wie die Tatsache, daß sich nicht nur der spröde König Friedrich Wilhelm III. in das Gebäude bemühte, sondern auch einige Maurermeister unter den Zuhörern saßen, wie Humboldt selbst bezeugte. Die Reaktionen auf die Vorträge waren so begeistert, daß man angesichts oft deutlich magerer Reaktion auf eigene Referate am Wahrheitsgehalt der Beschreibungen zweifelt: »Nie habe ich einen Menschen in anderthalb Stunden so viele und interessante und neue Ansichten und Tatsachen vortragen gehört« (Freiherr von Bunsen); »Achthundert Menschen atmen kaum, um einen zu hören. Es gibt keinen großartigeren Eindruck, als die irdische Macht zu sehen, wie sie dem Geiste huldigt; und schon deshalb gehört Humboldts jetziges Wirken in Berlin zu den erhebendsten Erscheinungen der Zeit« (von Holtei). Für den Wahrheitsgehalt der Goethe zugeleiteten Beschreibungen Holteis, der damals Dramaturg am Königsstädtischen Theater am Alexanderplatz war, spricht die von Lea Mendelssohn Bartholdy mitgeteilte Beobachtung aus einer Vorlesung, daß in ihrem Verlauf nur zwei Menschen ohnmächtig herausgetragen worden seien – wenn kaum geatmet wird, um den einen zu hören, ist dies in der Tat eine erstaunlich niedrige Quote. Natürlich darf man, wenn man fragen will, was an diesem ersten Versuch von »Science goes public« maßstabsetzend war, nicht nur die Begeisterten fragen, sondern muß auch auf die Spötter blicken. Moritz Saphir, seines Spotts wegen gefürchtet, schrieb im Berliner Courier: »Der Saal faßte nicht die Zuhörer, und die Zuhörerinnen faßten nicht den Vortrag«. Gut, Äußerlichkeiten und Gehässigkeiten. Was bleibt maßstabsetzend an diesen ersten Versuchen, Wissenschaft in eine größere Öffentlichkeit zu bringen? Zunächst der Versuch von *Verdichtung*: Fünf Jahre Südamerika und viele weitere Reisen verdichtet auf sechzehn Vorträge. Diese Form der Verdichtung bleibt maßstabsetzend, vielleicht pointierter: in Zeiten neuer Unübersichtlichkeit und perniziöser Spezialisierung besonders herausfordernd. Ohne energische Anstrengungen von Verdichtung wird jeder Versuch von Wissenschaftskommunikation in der Gegenwart kaum achthundert, tausend Zuhörer in die Singakademie und anderswohin locken. Ich versage mir, diese Verdichtung jetzt noch näher zu analysieren, beispielsweise auf die besonderen Formen der Verdichtung durch Bilder und Graphiken in den Veröffentlichungen Alexander

von Humboldts einzugehen, auf seine Transmedialität, wie Otmar Ette glücklich formuliert hat, und komme auf einen zweiten Punkt der Maßstäblichkeit der Kosmos-Vorlesungen.

Maßstabsetzend bleibt an den Kosmos-Vorlesungen sodann der Versuch, über das disziplinäre Wissen hinaus, über Botanik, Zoologie, Mineralogie, Geologie, Geographie, Ethnologie, Geschichts- und Sprachwissenschaft hinaus, zu einer Synthese spezialwissenschaftlicher Erkenntnis vorzustoßen und der Öffentlichkeit einen Blick aufs Ganze zu präsentieren, Besonderes und Allgemeines, Sinnlichkeit und Abstraktion zu synthetisieren. »Ich habe«, schreibt Humboldt in seinem 1845 bis 1865 publizierten Werk »Kosmos«, das auf den Vorlesungen aufbaute und 87 000 mal gedruckt wurde, »den tollen Einfall, die ganze materielle Welt, alles, was wir heute von den Erscheinungen der Himmelsräume, von den Nebelsternen bis zur Geographie der Moose auf den Granitfelsen wissen, alles in Einem Werke darzustellen, und in einem Werke, das zugleich in lebendiger Sprache anregt und das Gemüt ergötzt«. Die ganze Welt in einem Buch oder, mit den traditionsreichen Worten, die Humboldt bemüht: »Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in Vielfalt, Verbindung des Manigfaltigen in Form und Mischung«. Ist das wirklich noch maßstabsetzend? Der Wissenschaftsrat hat jüngst festgestellt, daß die Vorstellung von der Einheit der Wissenschaft, die im neunzehnten Jahrhundert und insbesondere bei den Gründervätern der Humboldt-Universität zu den schlechterdings basalen wissenschaftstheoretischen Grundannahmen gehörte, heute keine Rolle mehr spiele. Aber hilft der Öffentlichkeit eine Präsentation der in zwei Kulturen gespaltenen Universität? Der wechselseitigen *Ignorantia* von Geistes- wie Naturwissenschaftlern? Alexander von Humboldt besuchte in der Berliner Universität noch im vorgerückten Alter chemische wie klassisch-philologische Vorlesungen; vielleicht wäre die Wissenschaftskommunikation der Universitäten noch erfolgreicher, wenn sich auch noch heutigentags Chemiker in klassisch-philologische Vorlesungen et vice versa verirren würden. Der Potsdamer Literaturwissenschaftler und Humboldt-Editor Ottmar Ette hat der Humboldtschen Wissenschaft gerade wegen dieses Interesses an der Einheit der Wissenschaft, am

»Weltbewußtsein«, wie Humboldt sagt, eine Relevanz im Netzzeitalter bescheinigt. Das liest der Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin natürlich gern.

Schließlich bleibt an den Kosmos-Vorlesungen maßstabsetzend der entschlossene Versuch, spannend zu werden und durch die Präsentation Faszination auszulösen. Im Jahr der Geisteswissenschaften, in dem wir uns gerade befinden, zeigt sich wieder, daß staatstragende Reden über die Bedeutung der Geisteswissenschaften für die Bewahrung des christlichen Abendlandes wenig nützen und kaum Begeisterung auslösen. Geisteswissenschaftliche Forschung wird nur dann in einer breiten Öffentlichkeit für bedeutsam gehalten, wenn sie fasziniert. Die drei Kilo schwere, erneute Publikation des Humboldtschen Kosmos-Werkes, die Hans Magnus Enzensberger und Franz Greno im September 2004 vorlegten, ist im Grunde ein Beispiel für solche Faszination. Ein unerwartet großes Medienecho war die Folge, Alexander von Humboldt erschien auf einem Titelbild des Nachrichtenmagazins »Der Spiegel«, und die »Welt« titelte »Neue Männer braucht das Land« und hatte in Humboldt den Prototyp dieses neuen Mannes gefunden. Enzensberger hatte es vermocht, für Humboldt zu faszinieren, so wie Humboldt es einst vermocht hatte, für Ergebnisse seiner Forschungen zu faszinieren.

Nun bin ich doch am Ende meines Grußwortes wieder bei etwas unendlich Trivialem gelandet: Unaufgebbar für die erfolgreiche Wissenschaftskommunikation der Universitäten ist Persönlichkeit, ist die entsprechende Persönlichkeit des Wissenschaftlers, die Faszination zu wecken vermag. Davon lese ich in den hochschulpolitischen Texten der Verantwortlichen, aber auch der Journalisten gegenwärtig herzlich wenig. Vielleicht liegt hier eines der Probleme der Wissenschaftskommunikation im öffentlichen Raum, das Sie auf Ihrer Tagung bedenken können, bedenken sollten. Denn in der Ausbildung von Persönlichkeit liegt doch wohl eine zentralen Aufgaben der Universität, hier spielt sie ihre zentrale Rolle, die ihr erst ermöglicht, Rollen in der Wissenschaftskommunikation zu übernehmen. Ihrer Tagung wünsche ich schon aus ganz ureigenem Interesse an der Öffentlichkeitswirkung universitärer Forschung einen guten Verlauf.

ERÖFFNUNG DER HUMBOLDT GRADUATE SCHOOL

Wir berufen uns gern auf die ruhmreiche Tradition der alten Friedrich-Wilhelms-Universität, in deren Rechtsnachfolge unsere Humboldt-Universität steht, und nennen gern die großen Namen, die an ihr wirkten; wie sollte das auch anders sein, wenn schon das Hauptgebäude unserer Universität zwischen Denkmälern der Gebrüder Humboldt und einem nach Hegel genannten Platz liegt? Nun gehört es freilich zur historischen Aufrichtigkeit, allzumal im Vorfeld unseres großen Jubiläums, auch von Schattenseiten unserer Universitätsgeschichte zu reden. Und mir scheint, verehrte Damen und Herren, daß die Betreuung von Graduierten in vielen Fällen zu den Schattenseiten der klassischen deutschen Universität gehörte und gehört – um es einmal ganz fein und dezent zu formulieren. »Als ich heute nachmittag im Institut war, um mich wieder einmal zu erkundigen, war der Geheimrat wieder einmal nicht da. Aber Weckherlin, sein Assistent, war da und sagte mir, meine Habilitationsschrift sei abgelehnt. Der Geheimrat habe sie als völlig unzureichend charakterisiert und erklärt, sie der Fakultät weiterzugeben, halte er für Belästigung«. Die gerade zitierten Zeilen finden sich im Abschiedsbrief des verhinderten Berliner Privatdozenten Labude, der neben seiner Leiche lag: »Labude hatte ein Loch in der Schläfe. Geronnenes Blut verklebte die Haare«. Selbst wenn jener Abschiedsbrief des Germanisten Labude, den die Kriminalpolizei dem Moralisten Fabian überreicht, eine literarische Fiktion Erich Kästners darstellt, selbst wenn der in Berlin lebende Autor Kästner Umstände der gescheiterten Frankfurter Habilitation Walter Benjamins in die Berliner Handlung einflacht – der professorale Geheimrat, der eine Promotion oder Habilitation höchstens dann las, wenn sie zur Begutachtung eingereicht war, niemals für ein wirkliches Gespräch zur Verfügung stand und seine Schüler durch den Assistenten abfertigen ließ, starb bekanntlich nicht aus, als die Weimarer Republik den Geheimratstitel für Professoren abschaffte. Wie unerträglich dieses System mit Menschen umgehen konnte, portraitiert Kästner mit bitterer Ironie auf den Seiten, die den Besuch des fassungslosen Fabian beim professoralen Geheimrat schildern, der mit seiner Ablehnung Labude in den Selbstmord getrieben hat: »Und dann kam der Geheimrat. Er war ein Mann von altväterlicher Eleganz, außerdem standen ihm die Augen etwas zu weit aus dem Kopf. Der Institutsdiener

kletterte hinter ihm die Treppe hoch und trug einen Handkoffer. ‚Das ist ja fürchterlich‘, erklärte der Geheimrat«. Im Verlauf des Gesprächs zwischen dem Geheimrat und Fabian stellt sich nämlich heraus, daß der Geheimrat die Arbeit keineswegs als eine völlig unzureichende Leistung eingestuft hat, gerade das Gegenteil, und sich der Assistent Weckherlin mit seiner im wahrsten Sinne des Wortes einschlägigen Nachricht nur einen Scherz erlaubt hatte. Mangelhafte Betreuung und dümmliche Scherze – natürlich will ich nicht behaupten, daß dies die Regel an einer klassischen deutschen Universität war oder ist, schon die eigene glückliche Erfahrung in Tübingen spricht dagegen. Außerdem macht nichtdeutsche Literatur deutlich, daß es sich auch nicht um ein Spezifikum unseres deutschen Universitätssystems handeln kann, ein Zeichen seiner angeblichen und gern beklagten fundamentalen Rückständigkeit. Tom Sharpe portraitiert in seinem Roman »Porterhouse Blue« das fiktive, fünfhundertjährige Porterhouse College in Cambridge und verarbeitet damit Erfahrungen seiner Studienzeit im Pembroke College ebenda. Die im Roman ausgebreiteten Verwicklungen eines Promovenden, der an seinem Thema »The Influence of Pumpnickel on the Politics of 16th Century Osnabrück« schier verzweifelt, gehören natürlich nicht en detail in ein präsidiales Grußwort, aber auch hier wird mit bitterer Ironie aufgezeichnet, daß den Dean des College, den reformorientierten neuen Master und auch die Tutoren alles Mögliche interessiert, aber jedenfalls definitiv *nicht* die Probleme einer Promotion über die politische Bedeutung frühneuzeitlicher westfälischer Ernährungsgewohnheiten für die europäische Friedensordnung am Ende des dreißigjährigen Krieges. Auch wenn ich nicht glaube, daß solche Schattenseiten der traditionellen deutschen, ja der traditionellen europäischen Universität ein grundsätzliches Argument gegen die klassische Einzelpromotion darstellen, wird kaum ein vernünftiger Beobachter des Hochschulsystems bestreiten, daß an dieser Stelle erheblicher Reformbedarf besteht – der Wissenschaftsrat hat im Jahre 2002 Empfehlungen zur Reform der Doktorandenausbildung vorgelegt und dabei in einem Atemzug eine Verkürzung der Promotionszeiten, die sachgerechte Strukturierung der Promotionsphase und zugleich eine Steigerung der Selbstständigkeit wie Eigenverantwortlichkeit der Promovierenden empfohlen.

Der Präsident dieser Universität muß an dieser Stelle nicht viele Worte machen: Die Einrichtung der Humboldt Graduate School, die maßgeblich von Hans Jürgen Prömel entworfen und betrieben wurde, folgt diesen genannten, maßgeblich von unserer Kollegin Karin Donhauser geprägten Empfehlungen des Wissenschaftsrates und versucht, sie in eine Institution umzusetzen. Im Angesicht unseres Festredners, meines verehrten Akademiekollegen Julian Nida-Rümelin, liegt mir freilich noch daran, die Einrichtung der Humboldt Graduate School nicht nur als eine Reaktion auf jahrhundertealte Betreuungsprobleme der deutschen Universität im Promotionsstudium zu stilisieren. Nein, wie ich an anderen Stellen schon gesagt habe: Eine spezifische Dynamik der Wissenschaftsentwicklung macht strukturierte Doktorandenausbildung und die Etablierung eines gemeinsamen Daches für die strukturierte und individuelle Doktorandenausbildung unabdingbar. Man kann sich dies leicht am wissenschaftlichen Programm unserer Graduiertenschule »Mind and Brain« klarmachen, an dem Versuch von Medizinern, Biologen und Philosophen, Nachwuchswissenschaftler beispielsweise gemeinsam über menschliches Handeln und menschliche Freiheit arbeiten zu lassen. Einer der Gutachter, die im vergangenen Frühsommer in Bonn über den Antrag diskutierten, formulierte die einschlägige Schlüsselfrage sehr pointiert: »Wie«, so fragte er, »wollen Sie denn sicherstellen, daß die Philosophen genügend Biologie können, um einer Neurologie-Vorlesung zu folgen?« Das ist genau die Schlüsselfrage nach der Modernität des wissenschaftlichen Profils der deutschen Universität und der Modernisierungsfähigkeit unserer Nachwuchsausbildung: Wenn die Philosophen nicht mehr mit ihrem traditionellen Diskurs über den freien Willen unter sich bleiben wollen – und daß sie das nicht mehr dürfen, hat Julian Nida-Rümelin gerade mit seinen letzten Veröffentlichungen eindrucksvoll dokumentiert –, dann werden sie genügend Biologie lernen müssen, um einer Neurologie-Vorlesung zu folgen et vice versa, wie der Geisteswissenschaftler unbedingt ergänzen möchte. Der natürliche Ort für einen Philosophen, genügend Biologie zu lernen, der natürliche Ort, um die großen Schlüsselfragen auf streng disziplinärer Basis jenseits der klassischen Disziplinengrenzen anzugehen, ist die strukturierte Doktorandenausbildung – und man wird kaum be-

streiten können, daß eine solche Ausbildung eben auch bestimmte zentrale Serviceangebote, eben ein gemeinsames Dach, benötigt. Das mag dann fast schon trivial erscheinen – aber die Organisation dessen, was vor Augen liegt, ist meist ein besonders schwieriges Geschäft.

Ein besonders schwieriges Geschäft – ich möchte nicht schließen, ohne meinem Kollegen Hans Jürgen Prömel zu danken. Dank, lieber Herr Prömel, ist in unseren Ämtern selten, jedenfalls deutlich seltener als Kritik, zu der sich viele berufen fühlen und die offenbar, wie unser gemeinsamer Kollege Eveslage zu sagen pflegt, zur Gehaltsklasse gehört. Gerade weil dies so ist, möchte ich Ihnen heute abend namens der gesamten Universität sehr explizit für die großen Mühen danken, die Sie in der Vorbereitung des heutigen Tages auf sich genommen haben. Unsere Humboldt-Universität, die vormalige Friedrich-Wilhelms-Universität, dokumentiert damit ein weiteres Mal, daß sie sich bis auf den heutigen Tag als Reformuniversität versteht, ja mehr: als das moderne Original der europäischen Reformuniversitäten – und für diesmal, lieber Herr Prömel, gebührt Ihnen und Ihrem Stab die Palme dafür, diesen hehren Anspruch auch in die Tat umgesetzt zu haben.

60. GEBURTSTAG VON HORST BREDEKAMP

Über Horst Bredekamp etwas zu sagen, was hier im Saale nicht seit Jahren längst alle wissen, oder was KLM – Krull, Labuda, Macho – gleich noch sagen werden, ist nicht ganz einfach. Außerdem wäre ein langweiliges Grußwort für einen so originellen Zeitgenossen, für einen Menschen, der beständig neue Ideen hat, ein wahrhaft barbarisches Geburtstagsgeschenk, ein elendes Zeichen eines dramatischen Verfalls derjenigen Universität, die Horst Bredekamp so sehr am Herzen liegt und für die er sich seit vierzehn Jahren wie kaum ein anderer eingesetzt hat. Ich gestehe Ihnen, verehrte Damen und Herren, gleich zu Beginn, daß mir der angesichts dieses klugen Auditoriums und dieser ausgesuchten Gästeschar höchst prekäre Originalitätswert eines präsidialen Grußwortes erhebliche Sorgen gemacht hat, solche Sorgen, daß heute mittag ein weiteres Geburtstagessen – nämlich das meines eigenen Vaters – nahezu ausschließlich Person und Œuvre Horst Bredekamps gewidmet war und Eltern, Bruder samt Freundin und Ehefrau bei feinsten Hechtklößchen mit großem Nachdruck um Ideen für die eigene Ansprache gebeten wurden. Natürlich: Nicht alle Anregungen der versammelten Kompetenz von einem Literaturwissenschaftler-, Kunsthistoriker- und Theologenpaar waren wirklich verwertbar. Daß meine Mutter noch heute von einem Bredekampschen Vortrag über Himmelskörper begeistert ist, den sie vor Jahren gehört hat, sagt allerlei über die Wirkungen seiner ziselierten Texte – aber es sind ja wohl nicht zuletzt eben diese Wirkungen, von denen wir alle zehren, sonderlich originell ist meine Mutter da also, mit Verlaub, nicht. Mein Bruder erzählte, während Mailänder Kalbsröllchen serviert wurden, eine nette Anekdote: Man habe 1992 zu Bonn am Rhein geglaubt, Horst Bredekamp zur Annahme eines Rufes auf das dortige Ordinariat locken zu können, indem man ihn während der Verhandlungen auf die vollständigen Bestände der »Stimmen aus Maria Laach« in der Bibliothek des Kunsthistorischen Instituts der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität hinwies. Das wird zwar mutmaßlich nicht jeder hier im Saal wissen – aber angesichts des schroff ultramontanen Profils der »Stimmen« zweifelt der Historiker Marksches erstens ein wenig am Quellenwert der Anekdote des Kunsthistorikers Marksches, und zweitens ist uns allen ja klar, daß schon in der Marburger Dissertation Bredekamps über »Bilderkämpfe von der Spätanti-

ke bis zur Hussitenrevolution« eine abundante Menge von Quellen zitiert wird, und das ist bis auf den heutigen Tag ja auch so geblieben: Thomas Hobbes, Gottfried Wilhelm Leibniz, Charles Darwin. Die Freundin meines Bruders, als Mitarbeiterin der Staatlichen Museen mit der Vorbereitung großer Ausstellungen beschäftigt, riet, auf die große Ausstellung »Wunderkammern des Wissens – Theatrum Naturae et Artis« hinzuweisen, in deren Rahmen im Jahre 2001 im Gropiusbau die Sammlungen der Humboldt-Universität präsentiert wurden – aber durch die neue Debatte über das Humboldt-Forum, die seit reichlich zwei Wochen tobt, ist ja nun auch dem Letzten klar geworden, daß eben diese Idee Horst Bredekamps, Universität und Museum zu einer Einheit zu verbinden, die von vielen so lang gesuchte gemeinsame Leitidee für die Bebauung des Schloßplatzes darstellt. Also auch nicht gerade ein Zeichen sonderlicher Originalität, dies in den Mittelpunkt präsidentieller Begrüßung zu stellen.

So entschloß ich mich während der vorzüglichen Rhabarbercreme an Erdbeeren, die als Nachspeise beim Geburtstagessen meines Vaters serviert wurde, vielleicht doch meinen Geburtstagsgruß für Horst Bredekamp, das präsidentiale Geburtstagsgrußwort, nicht mit geborgten Ideen von Literaturwissenschaftlerinnen und Kunsthistorikern zu bestreiten, sondern aus dem Eigenen, als Theologe im Präsidentenamt. Und schritt mit vollem Bauch die Regale der eigenen Bibliothek ab und die Kästen mit den Sonderdrucken – und begriff erneut, lieber Herr Bredekamp, daß Sie in den vergangenen vierzehn Jahren hier in Berlin und davor in Marburg, Frankfurt und Hamburg ja nicht nur die Kunsthistoriker das Sehen gelehrt haben. Sondern auch uns Theologen. Wer kannte denn noch Ferdinand Piper, selbst an dieser Universität, an der Piper 1842 außerplanmäßiger Professor wurde und an der er 1850 das christlich-archäologische Museum gründete? Bredekamp hat 1978 Pipers »Einleitung in die Monumentale Theologie« von 1867 der Vergessenheit entrissen, ihren Nachdruck kundig eingeleitet und mit neuen Registern versehen; lange Jahre vor dem Wechsel nach Berlin also das Thema der Berliner Universitätsammlungen wieder auf die Tagesordnung gesetzt und einer am Wort orientierten evangelischen Theologie das Bild auf die wissenschaftliche Agenda gesetzt. Der zu Unrecht vergessene Piper als ein hoch interessanter Gegenentwurf zum Kon-

fessionalismus der Fakultät Marheineckes, als idealistischer Gegenentwurf zum Historismus der preußischen Schule, als beachtenswerte Individualität jenseits des Mainstreams – in dem Einsatz für den Berliner Extraordinarius Ferdinand Piper ist viel von Bredekamps wissenschaftlicher Leidenschaft, von seinem wissenschaftlichen Programm zu spüren. Mancher Text, mancher Aufsatz, manches Buch wäre aus der Perspektive des Theologen noch hervorzuheben: Von der Dissertation »Kunst als Medium sozialer Konflikte« war schon die Rede, sie enthält viele Kostproben Bredekampscher Beschreibungskunst, beispielsweise mit der sensiblen Analyse des Grundrisses der Prager Bethlehemkapelle als eines ‚antiliturgischen und antikatholischen Körpers‘, nun wäre Vieles aus den folgenden Jahren und Jahrzehnten zu nennen, ich erwähne lediglich das wunderbare Kapitel über den ‚freskierten Nepotismus‘, über Melozzo da Forlìs vatikanisches Bibliotheksfresko im Buch über Sankt Peter und – gerade frisch publiziert: »Vom Birett zum Camauro«, tiefsinnige Bemerkungen zu Gestalt und Präsentation päpstlicher Kopfbedeckung samt den Rückschlüssen, die aus all’ dem über die Theologie des Papstamtes zu gewinnen sind. Wenn der Kunsthistoriker dem Theologen vorführt, welche Beiträge seine eigene Wissenschaft zu einer erneuerten Bildwissenschaft zu leisten hätte – ja, meine Damen und Herren, dann wird der Theologe stumm.

Aber eines muß er vor dem Verstummen noch sagen. Zwei Sätze Horst Bredekamps sind mir aus vielen, für die ich dankbar bin, besonders tief in Erinnerung. »Ich bin metaphysisch erschüttert«, hat er vor reichlich einem Jahr zu mir gesagt, angesichts einer schroffen Kritik an einer seiner Bücher. Und vor wenigen Tagen hat er einer Gruppe von Nachwuchswissenschaftlern, die unter seiner Leitung arbeitet, bescheinigt, die Zusammenarbeit sei von »metaphysischer Qualität« gewesen. Als Theologe, meine Damen und Herren, meint man zu wissen, was das sei: Metaphysik. Und ahnt, probeweise jene Bedeutung auf diese Sätze applizierend, es sei nicht ganz die Bedeutung, in der Horst Bredekamp das nämliche Wort verwendet. Wenn ich recht sehe, meint metaphysische Erschütterung wie metaphysische Dichte der Zusammenarbeit ein Phänomen, das nicht draußen, an der Oberfläche oder gar in der beobachteten Natur bleibt, sondern danach, dahinter blicken läßt, auf der eigenen Haut brennt, in

der eigenen Seele zu spüren ist. Und so scheint mir dann, in eben dieser besonderen Verwendung eines etablierten Begriffs der alteuropäischen Tradition hätten wir wieder sehr viel von dem wie unter dem Brennglas in den Blick genommen, was den Jubilar auszeichnet, womit er uns so wunderbar anregt und was er der Humboldt-Universität zu Berlin mit solcher Intensität schenkt. Sie dankt ihm dafür – lieber Herr Bredekamp, ich danke dafür. Sehr tief.



ERÖFFNUNG DES BERLINER BERNSTEIN CENTRUMS FÜR COMPUTATIONAL NEUROSCIENCE

Für einen Theologen, der auch Philosophie studiert hat, gehört die Frage, warum wir auf welche Weise handeln, zu den großen Schlüsselfragen seines Faches, und er sieht vor seinem geistigen Auge eine ganze Bibliothek von Antworten aus Vergangenheit und Gegenwart. Mindestens aber so erregend wie jene Frage nach dem Handeln ist eine Entwicklung der letzten Jahre – ich meine die Revolution der traditionellen Diskussion über diese Frage durch die Neurowissenschaften. Ich entsinne mich noch sehr gut, wie ich in den frühen neunziger Jahren erstmals all' das, was Ihnen als Neurowissenschaftler natürlich selbstverständlich ist, staunend verschlang und beispielsweise begriff, daß Wahrnehmung »nicht als passiver Abbildungsprozeß zu verstehen ist, sondern als aktiver, interpretativer Vorgang, der aus lückenhaften Sinnessignalen eine kohärente Wahrnehmungswelt konstruiert«. Mindestens ebenso wichtig wie diese Einsicht empfand ich die Ihnen damals sicher auch schon völlig selbstverständliche Erkenntnis, daß es ganz gegen unsere Selbstwahrnehmung im Gehirn kein übergeordnetes Kompetenzzentrum gibt, »in dem alle Verarbeitungsprozesse zusammengeführt und einer einheitlichen Interpretation unterzogen werden« (Wolf Singer). Nun kann freilich die Konsequenz aus diesen revolutionären Veränderungen klassischer Debatten durch neue Erkenntnisse nicht sein, daß wir jenseits der klassischen Disziplinengrenzen neue Hybridwissenschaften etablieren, in denen alle Katzen grau sind – indem der Neurologe beispielsweise schnell zum Neurophilosophen mutiert und seine laienhaften Einsichten über Descartes, Locke und Leibniz oder das Freiheitsproblem in der Geschichte der Philosophie vorträgt, oder ein Jurist mal eben kurz das von Wolf Singer beschriebene »Bindungsproblem« als Modell für die Architektur sozialer Rechts- und Regelsysteme verwendet, um von der sogenannten »Neurotheologie«, die von jenseits des Atlantik herüberschwappt, hier einmal ganz zu schweigen – vermutlich lösen einschlägige Aktivitäten aus Ontario bei Ihnen ähnliche Verzweiflung aus wie bei mir. Nein, die Reaktion auf die staunenswerten Fortschritte der Neurowissenschaften kann nur darin bestehen, daß auf streng disziplinärer Basis an den vielen neuen spannenden Fragen, die sich nun aufgetan haben, weitergearbeitet wird – und das Berliner Bernstein-Zentrum widmet sich ja einer sehr präzisen Fragestellung, wenn es die starke Vari-

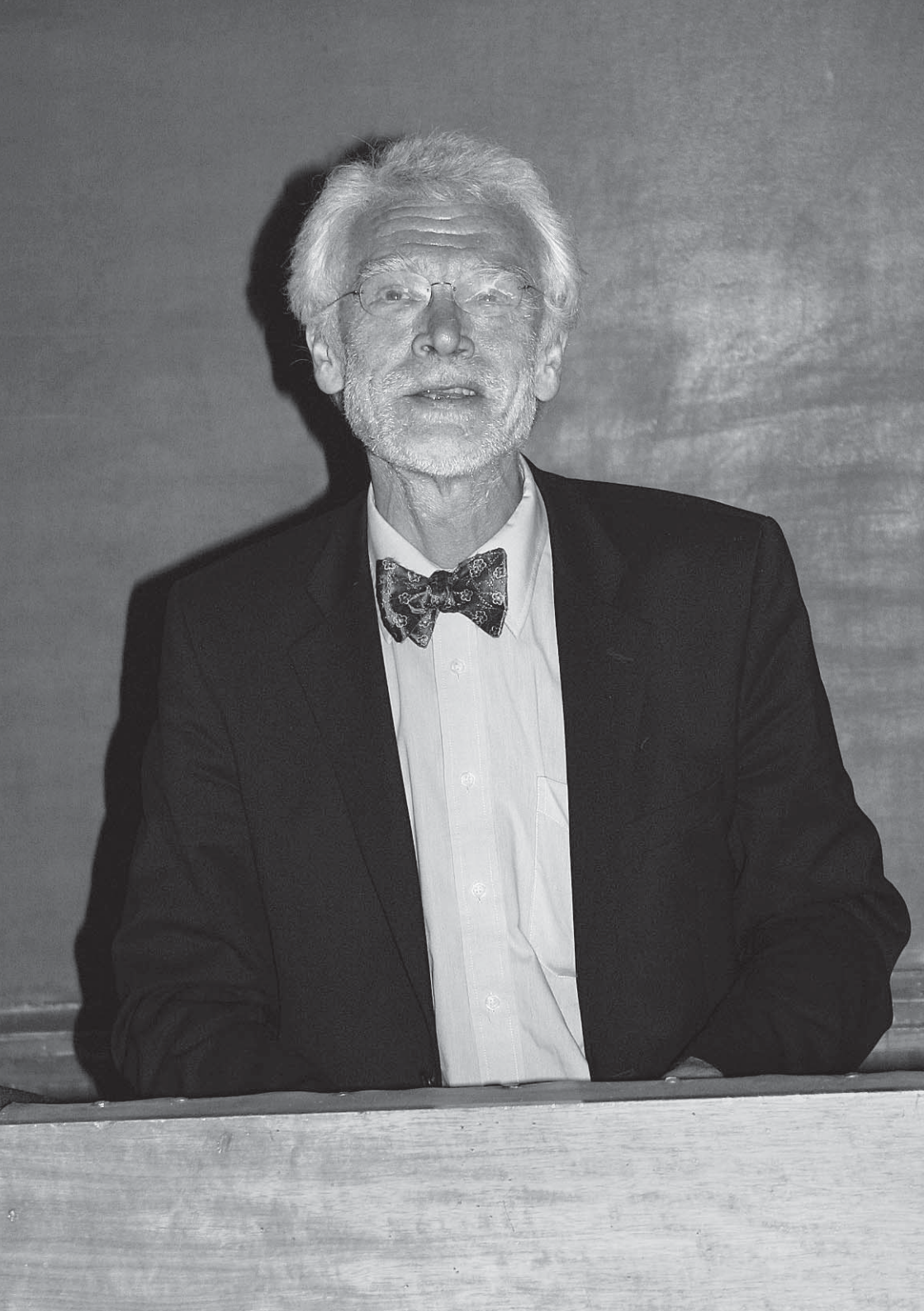
anz der neuronalen Antwortprozesse auf identische Reize untersucht. Es tut dies im Rahmen eines nationalen Netzwerkes von Bernstein-Zentren, und ich gestehe, daß die Themen der Zentren in Freiburg und München (also die Analyse von dynamischen Prozessen und die Untersuchung der Raum-Zeit-Beziehung) für meine eigenen wissenschaftlichen Fragestellungen mindestens ebenso interessant sind wie die Berliner – aber Sie werden, liebe Damen und Herren, an eine gemeinsame Präsentation von Ergebnissen aller Bernstein-Zentren auch schon vor dieser sehr spezifischen Interessenkundgebung eines Historikers im Präsidentenamt gedacht haben.

Gerade die gegenwärtige Hochkonjunktur der Neurowissenschaften – ich sagte es bereits, meine sehr verehrten Damen und Herren – gerade diese Hochkonjunktur macht deutlich, daß erst die Arbeit auf streng disziplinärer Basis auch ein wirkliches interdisziplinäres Gespräch möglich macht. Und so ist die Zusammenarbeit der Charité, der drei Berliner Universitäten und außeruniversitärer Einrichtungen wie des Max-Delbrück-Zentrums oder des Wissenschaftskollegs zu Berlin ja nicht auf Computational Neuroscience beschränkt, sondern – um nur knapp auf die Graduiertenschule »Mind and Brain« hinzuweisen – betrifft das ganze Fächerspektrum integrativer Lebenswissenschaften, aber nicht mit dem Ziel einer erneuten Einheitswissenschaft. Eine solche Form, Humboldt ins einundzwanzigste Jahrhundert zu übersetzen, wäre ja einfach nur naiv. Wie man stattdessen auf streng disziplinärer Basis interdisziplinär arbeiten kann, zeigt ein Blick auf die Lehrer von Julius Bernstein. Der Namensgeber der Zentren studierte bekanntlich in Berlin bei Emil Du Bois-Reymond und arbeitete in Heidelberg als Assistent bei Hermann von Helmholtz. Es lohnt, Du Bois-Reymonds große Reden, beispielsweise den bemerkenswerten Vortrag »Über die Grenzen der Naturerkenntnis« auf der Tagung der Naturforscher und Ärzte in Leipzig 1872, nachzulesen und sein Plädoyer für die Grenzen der Erkenntnis und den Zweifel auch dann ernst zu nehmen, wenn er noch lateinisch und nicht englisch formuliert: Ignoramus et ignorabimus und dubitemus; Wolf Singers Vorschlag, die skeptische Zukunftsperspektive Du Bois-Reymonds zu unterschlagen und optimistischer in die Zukunft zu blicken, überzeugt schon deswegen nicht, weil die eine gelöste Frage hundert

neue, ungelöste provoziert. Und ebenso eindrücklich ist es, an Texten von Helmholtz zu erkennen, daß dieser das allgemein gültige »Prinzip der kleinsten Wirkung« zwar für die Akademie der Wissenschaften in die Geschichte seiner Disziplin einzeichnet, aber doch nicht zu einer Totaltheorie stilisiert – methodische Bescheidenheit ist elementare Voraussetzung aller interdisziplinären Arbeit.

Das neue Gebäude des Bernstein-Zentrums, das wir heute feierlich eröffnen, steht mitten auf dem Campus Lebenswissenschaften, den die Charité und die Humboldt-Universität zu Berlin gemeinsam mit außeruniversitären Einrichtungen bespielen werden – an dieser Stelle konvergieren der Exzellenzanspruch meiner Universität, der Koalitionsvertrag des Berliner Senats und die Leitperspektiven vieler uns verbundener Einrichtungen. Die geographische Lage des Zentrums ist in gewisser Hinsicht Metapher: Streng disziplinäre neurowissenschaftliche Forschung ist ein Kern der integrativen Berliner Lebenswissenschaften. Daß der Kern angemessen untergebracht ist, sollte selbstverständlich sein. Um so fröhlicher weihen wir heute diese angemessene Unterbringung ein und wünschen Ihnen für die Forschungen im neuen Hause alles erdenklich Gute.





EINWEIHUNG DES NEUEN GEBÄUDES DER THEOLOGISCHEN FAKULTÄT

Hausandacht, Hausbesuch, Haushalterschaft, Hauskirche, Hauskult – so lauten die Lemmata, die im Lexikon »Religion in Geschichte und Gegenwart« unmittelbar auf das Stichwort »Haus« folgen und auch dem raschen Leser deutlich machen, daß es zwischen allem, was mit »Haus« zu tun hat, und der Theologie äußerst enge Beziehungen gibt. In der Praktischen Theologie ist beispielsweise dem Hausbesuch vor einiger Zeit eine umfangreiche Habilitationsschrift gewidmet worden, im Neuen Testament hat man die Ekklesiologie entdeckt und fragt sich, warum Paulus die Apostel als »Haushalter der Geheimnisse Gottes« bezeichnet, die Religionswissenschaft untersucht individualisierte Religion im Europa der Moderne und also auch die neuen Hauskulte, und wir Kirchengeschichtler haben entdeckt, daß es nicht nur in Dura-Europos eine vorkonstantinische Hauskirche gab, sondern vielleicht auch bei Megiddo und ganz sicher an diversen Stellen in Rom. Hausandacht, Hausbesuch, Haushalterschaft, Hauskirche, Hauskult – wie gesagt: in allen theologischen Disziplinen wird über Fragen nachgedacht, die mit dem Haus zu tun haben.

Um so merkwürdiger berührt ist man, wenn man hört, in welchen Häusern die Theologische Fakultät der Berliner Universität nach 1945 untergebracht war. Bis 1945 nutzte man das stolze Hauptgebäude und das dahinterliegende, dann zerstörte Seminargebäude; Wilhelm Schneemelcher hat mir einmal erzählt, wie die Assistenten des Kirchenhistorikers Hans Lietzmann immer die Hintertreppe des Seminargebäudes nutzten, um nicht Assistenten von Lietzmanns Kollegen Erich Seeberg treffen zu müssen, die ausschließlich die Vordertreppe verwendeten – Seeberg war tief in die nationalsozialistische Hochschulpolitik verwickelt und wurde von Gegnern des Nationalsozialismus wie Lietzmann ostentativ gemieden. Nach dem Kriege galt für die Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin, was Hans Graf Lehndorff so beschreibt: »Komm in unser festes Haus, / der du nackt und ungeborgen. / Mach ein leichtes Zelt daraus, / das uns deckt kaum bis zum Morgen; / denn wer sicher wohnt, vergift, / daß er auf dem Weg noch ist«: Räume im halbzerstörten Dom, in die es hineinregnete und aus denen heute wohl bekannte und recht prominente Theologieprofessoren Bücher nach Hause mitnahmen, einfach um sie vor dem Verfaulen zu retten, dann eine schmale Baracke hinter der Staatsbi-

bliothek und erst kurz vor Toresschluß ein sanierter Altbau. Die kirchliche Hochschule im Westen kam deutlich schneller aus den Baracken einer SS-Kriegsberichterstatterabteilung in einen ebenso leichten wie heiteren Neubau des Architekten Peter Lehrecke, das Sprachenkonvikt blieb lange in den Räumen der Borsigstraße. Pläne, alle drei Einrichtungen auf dem Platz des ehemaligen Gemeinde- und Pfarrhauses der Parochialkirche zusammenzuführen, zerschlugen sich, wie einige unter uns noch aus schmerzlicher Erfahrung wissen: mit Glas verschlossene Türöffnungen, die einfach in die freie Luft weisen.

Für den Kirchenhistoriker läge es nahe, die verwickelte Geschichte der Berliner theologischen Ausbildungseinrichtungen einmal im Spiegel ihrer Häuser zu erzählen – heute abend ist dafür weder die Zeit noch der rechte Ort. Heute wird vielmehr gefeiert, und auf den ersten Blick könnte man ja glauben, es sei nun, mit dem gemeinsamen Bezug eines neuen Hauses, die Nachkriegszeit endgültig zu Ende gegangen, die deutsche Teilung aufgehoben und Normalität wiederhergestellt: Die alte Berliner Universität hat wieder eine Theologische Fakultät, auf die sie stolz sein kann, und sie ist in einem Haus untergebracht, auf das man auch nur stolz sein kann. Aber das wäre ja ein sehr äußerlicher Blick. Wir wollen doch auch im neuen Haus nicht vergessen, daß und wie sich die Theologische Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität auf den Nationalsozialismus eingelassen hat und mindestens einzelne Professoren der Fakultät an der Humboldt-Universität mit dem folgenden System verbunden waren, während die Freiheit der Wissenschaft – wie Eberhard Jüngel einmal gesagt hat – von den kirchlichen Hochschulen und vom Sprachenkonvikt aufrechterhalten worden ist. Mir liegt nicht nur als Kirchenhistoriker daran, daß in unserem neuen Hause diese Tradition einer ungeachtet aller kirchlichen Bindungen freien Wissenschaft im totalitären System nicht vergessen wird; ich wünsche mir, daß wir die vielfachen Brüche in der Geschichte unserer Institution im Gedächtnis behalten und daraus lernen.

Wir haben, liebe Angehörige der Theologischen Fakultät, nun endlich ein neues Haus – ich bin nicht der erste, der das tief dankbar sagt und werde nicht der letzte bleiben. Es bleibt die Aufgabe, nun eine gemeinsame Identität im neuen Haus zu entwickeln, wie in den besten Zeiten der Berliner Theologie

zugleich für die ganze Universität zu lehren und zu forschen und doch den identitätsstiftenden Bezug auf die evangelische Kirche zu leben – einer unserer ganz großen Theologen war bekanntlich nicht nur Professor für systematische Theologie, sondern zugleich auch Pfarrer an der im zweiten Weltkrieg zerstörten Dreifaltigkeitskirche. Ich will gar nicht bestreiten, daß die Notwendigkeit, sich an beiden Aufgaben zugleich zu orientieren, sich auf Kirche und Universität gleichzeitig zu beziehen, in den letzten Jahrzehnten durchaus größere intellektuelle wie organisatorische Herausforderungen impliziert, mit einem schlicht revitalisierten Schleiermacher und der bloßen Repetition seiner Theologie wird man auch hier sicher nicht auskommen. Aber, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studierende – wir haben immerhin ein Haus, um darüber zu diskutieren, darüber gelegentlich zu streiten und – wie heute – um darin fröhlich zu feiern. Und also danke ich namens der Universität allen, die sich um den Bau und Bezug dieses Hauses so große Verdienste erworben haben: Ewald Schwalgin, Dieter Kolb und Agnes Winter seien *pars pro toto* genannt, aber natürlich auch die Architekten.

PHILOSOPHISCHER FAKULTÄTENTAG – ZUKUNFT? GEISTESWISSENSCHAFTEN!

Nun soll Sie der Hausherr begrüßen. Das tut er natürlich herzlich gern. Aber wie soll er begrüßen? Vielleicht so: »We fully support this with all our emphasis«? Mit solchen und anderen Sätzlein in mehr oder weniger gutem Englisch haben viele unter uns in den letzten Wochen in eher mittelmäßigen Hotels der Bundesstadt Bonn und ihrer näheren Umgebung vor Gutachtergruppen Rechenschaft über ihre jeweiligen Projekte abgegeben. Verstehen Sie mich nicht falsch: Der Exzellenzwettbewerb hat jedenfalls nach meinem Eindruck einen großen Schub für die Geisteswissenschaften gebracht, Kollegen ins Gespräch und interessante Ideen in die Köpfe von Wissenschaftlern; die ratio mancher Kritik am Wettbewerb ist immer noch jene wunderbare alte Ideologie, daß alle miteinander ganz gleich sind und falls nicht, gleich gemacht werden müssen – die jüngst unter dem Titel »Die akademische Elite« publizierte Studie des Bamberger Soziologen Richard Münch bietet dafür ein hervorragendes Beispiel, wenn sie die Eliteförderung als Rest einer vordemokratischen Ständegesellschaft zu denunzieren versucht. Soll ich Sie also tatsächlich so begrüßen, wie wir alle nun fast zwei Jahre lang geredet haben: »We at the Humboldt-Universität zu Berlin fully support this Fakultätentag with all our emphasis«?

Lieber nicht. Der Wettbewerb und die Begehungen, die uns seit fast zwei Jahren in Atem gehalten haben, sind abgeschlossen und wir warten gespannt auf die Ergebnisse. Und nun können wir uns doch im Jahr der Geisteswissenschaften, das insbesondere den Sprachen gewidmet ist, endlich einmal wieder darauf besinnen, daß es an unseren Universitäten mehr gibt als die lingua franca der Postmoderne, geradbrechtes Wissenschaftsenglisch. Und da fragt sich der Kirchenhistoriker im Präsidentenamt: Warum also den Fakultätentag nicht ganz klassisch an diesem klassischen Ort begrüßen: *Chérete, Salve!* Und weiter in den vielen Sprachen, die in den geisteswissenschaftlichen Instituten gelehrt und gesprochen werden. Sprachen, die ein klassisch und alteuropäisch gebildeter Präsident einer Universität auch nur von ferne kennt – gestern, bei der Eröffnung der großen Skythenausstellung im Martin-Gropius-Bau konnte man sie hören: Ukrainisch, kasachisch und mongolisch beispielsweise, sprachliche und

kulturelle Traditionen, die mit dem uns so vertrauten Etikett »kleine Fächer« nur sehr äußerlich beschrieben sind und um die man sich hierzulande Sorgen machen muß, weil wir es immer noch nicht schaffen, durch ein zentrales Register dieser kleinen Fächer dafür Sorge zu tragen, daß sie mindestens an einem Standort in wünschenswerter Breite angeboten werden.

Wir leben im Jahr der Geisteswissenschaften – glücklicherweise wird man das in den kommenden Stunden und Tagen sehr deutlich merken. Mir liegt daran, daß wir dieses Jahr nicht nur dazu nutzen, um für die Geisteswissenschaften unter den Bedingungen einer modernen Kommunikationsgesellschaft zu werben – also mit lauter Stimme zu erklären, daß ohne die Geisteswissenschaften das Abendland untergeht. Mir ist zunehmend wichtig geworden, daß wir in diesem Jahr auch notwendige Selbstverständigungsprozesse energisch angehen sollten, also so, daß Diskussionen zu einem Ziel führen. Einen solchen Selbstverständigungsprozeß will ich kurz herausgreifen: Einige Universitäten stellen die philosophische Großfakultät wieder her, die in den Stürmen der Universitätsreform – oder sollte ich besser sagen: Reformversuche – des letzten Jahrhunderts untergegangen ist, wobei der geistige Vater dieser jüngsten Reform dann meist nicht Humboldt heißt, sondern Jürgen Mittelstraß. Nun ist die Frage, ob es eine oder mehrere philosophische Fakultäten an einer Universität geben soll, aber kein reines Managementproblem, auch wenn das viele Universitätsleitungen denken. Haben denn die Fächer einer philosophischen Fakultät noch gemeinsame Standards? Oder haben sich die Kulturwissenschaften und die Philologien längst so differenziert, daß schon aus inhaltlichen Gründen eine gemeinsame Fakultät wenig sinnvoll ist? Ich würde mir wünschen, daß ungeachtet aller notwendigen Geschäfte, die ein Fakultätentag zu erledigen hat, ungeachtet aller notwendigen Diskussionen um Studienreform und Modularisierung, solche großen Fragen in diesen Tagen wenigstens ansatzweise in den Blick genommen werden – wir an der Humboldt-Universität wollen sie auf einem großen Kongreß im Rahmen des Jahres der Geisteswissenschaften im Spätherbst öffentlich diskutieren und freuen uns über Gäste aus Ihren Reihen.

Ein evangelischer Theologe ist nicht der Papst. Und, wie Sie wissen, kann er es auch nie werden. Insofern begrüße ich Sie, verehrte Damen und Herren, nun weder in Englisch, Alt- und neugriechisch, Latein, weder französisch, italienisch, ukrainisch, kasachisch und mongolisch, sondern ganz schlicht deutsch: Seien Sie hier in Berlin, seien Sie an der Humboldt-Universität ganz herzlich willkommen, dem Fakultätentag einen guten Verlauf und spannende Diskussionen.

EINWEIHUNG DER NEUGESTALTETEN SÄLE IM NATURKUNDEMUSEUM

Heute bewahrheitet sich, was unser Kunsthistoriker Horst Bredekamp vor einiger Zeit einmal zugespitzt so formuliert hat: Die Humboldt-Universität zu Berlin ist ein »Museum mit angeschlossenem Lehrbetrieb«. Natürlich möchte ich, wenn ich dieses Bonmot eines geschätzten Wissenschaftlers zitierte, nicht behaupten, daß die ganze Universität ein mit Vitrinen vollgestelltes Haus ist, in dem die große Vergangenheit präsentiert wird und die *alma mater Berolinensis* auch nicht mit einer großen Dinosaurierhalle vergleichen – auch wenn immer wieder einmal an der Spezies deutsche Universität heftige Kritik von links wie rechts geübt wird, beobachte ich allzumal in Zeiten gegenwärtiger Entwicklungsschübe bemerkenswerte Evolutionsschritte, keineswegs das rätselhafte Aussterben einer Spezies, ganz im Gegenteil: Ein mit namhaften Finanzmitteln unterlegter Masterplan des Landes stellt, wenn Sie mir dieses Bild gestatten, der Spezies Universität eine neue, optimierte Form der Nahrung zur Verfügung, die zu ungeahnten Wachstumsschüben führen kann und wird, wie bereits die aktive Unterstützung des Regierenden Bürgermeisters für dieses Haus und einzelne seiner Bewohner und ganz besonders einen Bewohner aus der Familie der Beuteltiere gezeigt hat. Wunderbare Zeiten für die Berliner Wissenschaft, verehrter Herr Wowereit, und die Aussicht auf viele solche glückliche Tage mit prächtigen Einweihungsfesten!

»Museum mit angeschlossenem Lehrbetrieb« ist die Humboldt-Universität aber, meine sehr verehrten Damen und Herren, nicht nur heute, für einen einzigen glücklichen Tag, sondern sie ist es und ist es im Unterschied zu vielen, ja vielleicht allen anderen deutschen Universitäten seit fast zweihundert Jahren. Schon 1810, bei ihrer Gründung, standen Universitäts- und Museumsbetrieb in einem ganz und gar engen Zusammenhang. Wilhelm von Humboldt hat seinem König bekanntlich in sehr knappen, aber auch präzisen Memoranden 1809 vorgeschlagen, eine Universität einzurichten, und im Jahr darauf die Errichtung eines Museums in Berlin. Im kurzen Text über die Universität aber werden bereits deren »naturhistorische und Kunst-Sammlungen« als integraler Bestandteil der neuen Einrichtung erwähnt und in dem Text über das Museum eine »Galerie ausgewählter Bilder« im Universitätsgebäude – Museum und Universität sind also auf das engste verbunden, räumlich ineinander gefügt,

konzeptionell vereint. Hinter dieser organisatorischen und geographischen Verbindung steht ein sehr besonderes Bildungskonzept, das man mit einer Maxime des Architekten Friedrich Schinkel für sein Museumsgebäude am Lustgarten so charakterisieren könnte: »Erst erfreuen, dann belehren«. Etwas holzschnittartiger: Erst begreifen, anfassen, ertasten, hinsehen, dann reden und schreiben. Erst in diesem Schatzhaus der Evolution inventarisieren und ordnen, dann theoretisieren. Und das Ganze nicht auf verstaubte Gelehrte und in Ehren ergraute Archivare beschränken, sondern die ganze Stadt, das Land hineinholen und allen demonstrieren, wie spannend die Wissenschaft vom Leben ist, nicht nur in Schülerlaboren. So wünsche ich mir die ganze Universität, so wollen wir alle unsere Humboldt-Universität – und das Museum für Naturkunde macht es uns allen vor.

»Museum mit angeschlossenem Lehrbetrieb« sind wir also, meine Damen und Herren, nicht deswegen, weil wir hier immer wieder einmal die Namen von Humboldt, Virchow oder Helmholtz in den Mund nehmen – und im Blick auf höchst irritierende Diskussionsbeiträge aus einem Wiesbadener Ministerium muß natürlich unbedingt auch der Name von Charles Darwin genannt werden, gerade auch von einem evangelischen Theologen im Präsidentenamt: Sie wissen, daß die Bezüge auf alle diese großen Namen nichts, aber auch gar nichts Museales haben. Wir sind vielmehr felsenfest davon überzeugt, daß wir durch zeitgemäße Übersetzung und Weiterführung der Ideen dieser Gründerväter unserer Universität und der für dieses Haus einschlägigen Wissenschaften noch etwas lernen bei der Evolution der deutschen Universität, bei der Evolution dieser Universität: »Translating Humboldt into the 21st century« ist das blaue Buch unseres Antrags im Exzellenzwettbewerb des Bundes und der Länder überschrieben, das blaue Buch, das nach einem Jahrhundert, in denen ganz andere Bücher an der deutschen Universität dominierten, nun den Kurs unserer Universität bestimmt. Darin steht zu lesen, was ja auch jeder sehen kann: Daß eine integrative Form der Lebenswissenschaft, in der nicht nur Biologie und Medizin, sondern auch Geistes- wie Sozialwissenschaften an zentralen Themen gemeinsam arbeiten, der herausragende Schwerpunkt dieser Universität in den nächsten Jahren ist. Im »Institut für integrative Lebenswissenschaft-

ten«, das wir im Zuge des Exzellenzwettbewerbs« demnächst gründen werden, bildet die Erforschung der Zusammenhänge von Evolution, Reproduktion und Regeneration einen zentralen Schwerpunkt. Aber erst das Naturkundemuseum, seine Sammlungen und seine Expertise machen die Berliner Forschung auf diesen auch andernorts vielfach beforschten Feldern zu einem einzigartigen Unternehmen, sichern das – wie man heute so schön sagt – Alleinstellungsmerkmal des Leuchtturms Lebenswissenschaften in Berlin.

Damit die Humboldt-Universität zu Berlin auch weiter so erfolgreich ein »Museum mit angeschlossenem Lehrbetrieb« bleiben kann, ist noch viel zu tun – vielleicht haben Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, beim Herkommen den im Bau befindlichen Ostflügel dieses Hauses gesehen, in den eine namhafte Summe aus unserem Universitätshaushalt fließt, genauer: fünfzig Prozent der Baukosten. Ich darf namens der ganzen Universität versichern: Dieses Haus ist uns kostbar, weil es das unverwechselbare didaktische und wissenschaftliche Profil dieser Universität prägt. Wir werden es auch weiterhin nachhaltig unterstützen, gerade auch bei der Suche nach einer nachhaltigen finanziellen Absicherung im Rahmen der Bund-Länder-Förderung, aber auch bei der Eröffnung und Befestigung weiterer wissenschaftlicher Kooperationen, beispielsweise mit dem Leipziger Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie. Bevor wir aber energisch auf die Agenda der nächsten Wochen, Monate und Jahre schauen, muß doch erst einmal gefeiert werden, was so glücklich gelungen ist. Und also danke auch ich: Dem regierenden Bürgermeister und dem ganzen Senat für seine Unterstützung, dem Generaldirektor Leinfelder und seinen Mitarbeitern, insbesondere Herrn Damaschun, für ihr ungeheures Engagement, der technischen Abteilung unserer Universität für ihre Unterstützung, dem Architekturbüro Diener und Diener, dem Büro Art+Com – sie alle haben sich um die Universität verdient gemacht!

Es ist, meine sehr verehrten Damen und Herren, wohl eher ungewöhnlich, daß die Technische Abteilung einer Universität ihre normierten Beschaffungsformulare dazu verwendet, um Paradiesvögel einzukaufen – so geschehen im Rahmen der Vorbereitung des heutigen Tages. Ich könnte die Formel »Museum mit angeschlossenem Lehrbetrieb«, die ich nun schon reichlich oft

verwende habe, am Schluß noch ein wenig provokanter variieren: Wir sehen heute, daß nicht nur dieses Museum, sondern die ganze Humboldt-Universität zu Berlin ein Haus für Paradiesvögel ist. Das macht ihre Einzigartigkeit in der deutschen Forschungslandschaft aus, in Europa und darüber hinaus – hier wird Wissenschaft munterer, pfffiger und tiefsinniger präsentiert, ja inszeniert als anderswo, und heute, meine sehr verehrten Damen und Herren, sieht das nun wirklich jeder. Und jede. Vielen Dank.





VERABSCHIEDUNG DES GENERALSEKRETÄRS DER DEUTSCHEN FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT, DR. REINHARD GRUNWALD

Was erwarten die Mitglieder der Deutschen Forschungsgemeinschaft, für die heute zu sprechen ich die Ehre und Freude habe, eigentlich von einem Generalsekretär? Sie erwarten, kurz gesagt, daß sich nichts, aber auch gar nichts ändert. Sie erwarten, daß trotz einer beständig steigenden Menge von Anträgen und Antragsverfahren die Verwaltung in der Kennedyallee schnell, geräuschlos und vor allem objektiv arbeitet – oder sagen wir ehrlicher: kritisch objektiv im Blick auf fremde Anträge, wohlwollend objektiv im Blick auf die eigenen arbeitet. Und zugleich gilt natürlich das Gegenteil: Die Mitgliederinstitutionen und ihre Wissenschaftlerinnen wie Wissenschaftler erwarten, daß sich angesichts einer beständig steigenden Menge von Anträgen *alles* ändert. Wir erwarten, daß die Verwaltung in der Kennedyallee noch schneller und vor allem noch objektiver arbeitet – meint: noch kritischer im Blick auf fremde Anträge, noch wohlwollender im Blick auf eigene arbeitet. Obwohl das natürlich niemand sagt, erwarten wir alle alles vom Generalsekretär: daß sich alles ändert und doch alles so bleibt, wie es war. Ich könnte es mir einfach machen und einen Satz variieren, den Herr Grunwald vor einiger Zeit einmal im bayerischen Rundfunk gesagt hat: Die Erwartungen der Mitglieder an einen Generalsekretär der Deutschen Forschungsgemeinschaft sind eine »*Contradictio in adjecto*, also ein Widerspruch in sich«. Und um so bemerkenswerter ist es, wenn beim Abschied nach so vielen Jahren festgehalten werden kann, daß da ein Generalsekretär diese vielen Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen hat. Bemerkenswert ist das schon deswegen, weil wir ja alle bei Nikolaus von Kues gelernt haben, daß die *Coincidentia oppositorum*, die Aufhebung der *Contradictio in adjecto*, eigentlich ein Phänomen der Unendlichkeit ist. Verträge von Generalsekretären der DFG sind, wie Herr Grunwald auch einmal im Bayerischen Rundfunk gesagt hat, zwar unbefristet, aber doch nicht unendlich. Und elf Jahre sind gewiß eine lange Zeit, aber noch nicht die Unendlichkeit. Trotzdem können wir heute dankbar festhalten, daß in elf Jahren – immerhin eine halbe Ewigkeit – trotzdem schon die gegensätzlichen Erwartungen zugleich erfüllt worden sind: Es ist alles gleich geblieben und hat sich doch alles geändert. Es wird weiter auf gewohnt hohem Niveau schnell, geräuschlos und objek-

tiv gearbeitet und doch in vielen neuen Verfahren noch schneller und jedenfalls nicht weniger objektiv.

Wenn sich schon nach einer halben Ewigkeit die Parallelen schneiden und die Gegensätze zusammenfallen, fragt sich mindestens ein Theologe im Präsidentenamt einer Universität, warum dieses Wunder möglich wurde. Mir scheint, daß Reinhard Grunwald auf diese Frage selbst Antwort gegeben hat, diesmal nicht im Bayerischen Rundfunk, sondern mit einem Aufsatztitel: »Des langen Atems Nützlichkeit«. Der Aufsatz ist wie sein Autor, ebenso präzise geschrieben wie vergnüglich zu lesen. Und zugleich eine wunderbare Charakterisierung – schon der Titel »Des langen Atems Nützlichkeit« enthält das Credo des ganz gewiß nicht kurzatmigen scheidenden Generalsekretärs der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Gerade weil er zu den Figuren gehört, die in einer Sitzung nur wenig sagen müssen, lange überhaupt nichts sagen und mit wenigen Worten doch das Entscheidende sagen, hat er in den vergangenen elf Jahren maßgeblich mit dazu beigetragen, Struktur, Umfang und Nachhaltigkeit der deutschen Wissenschaftsförderung tiefgreifend zu verbessern – das wissen wir alle, und so kann ich an dieser Stelle knapp bleiben. Wenn man sich klarmacht, daß Grunwald nicht nur Georg Christoph Lichtenberg zitieren, sondern auch über Berberaffenkolonien handeln kann, verwundert es nicht, daß die DFG unter seiner Ägide eine Fülle von neuen Fördermaßnahmen für Jung und Alt, Geistes- und Naturwissenschaft, Mainstreamforscher und Querdenkerinnen neu aufgelegt hat – freilich mit einem deutlichen Schwerpunkt auf der Förderung früher Selbständigkeit des Nachwuchses, wie der zweitjüngste deutsche Universitätspräsident mit einer gewissen Genugtuung vermerkt. Und wenn einer schon in den frühen siebziger Jahren ganz selbstverständlich nach Berkeley geht, um dort die Meister des internationalen Privatrechts zu hören, die er in Deutschland nicht gefunden hat, dann ist es wenig verwunderlich, daß unter seiner Ägide die internationalen Kontakte der DFG so entschlossen ausgebaut worden sind und mancher deutsche Universitätspräsident ebenso dezent wie effizient auf die Bedeutung von engen Kooperationen mit chinesischen Universitäten hingewiesen wurde.

Lieber Herr Grunwald, eine besondere *Contradictio in adjecto*, eine bemerkenswerte *coincidentia oppositorum* ist, daß Sie ein wunderbarer Generalsekretär der Deutschen Forschungsgemeinschaft waren, obwohl Sie hätten auch etwas ganz anderes tun können. Ihr Herz gehört der Wissenschaft, aber Sie haben ihre Leidenschaft im Laufe des Lebens sehr unterschiedlichen Institutionen mit stets demselben Engagement geschenkt, *suaviter* – oder *bester*: *modeste* – *in modo*, *sed fortiter in re*. Weil das so ist, braucht man sich um die kommenden Jahre gar keine Sorgen zu machen: Bisher hätten Sie auch etwas ganz anderes tun können, nun werden Sie etwas ganz anderes tun – und es doch auf dieselbe besondere Weise tun. *Contradictio in adjecto*, *Coincidentia oppositorum* – ich drohe mich zu wiederholen und sollte also schließen: Lieber Herr Grunwald, die Universitäten dieses Landes sind Ihnen für Ihren im Auftritt so liebenswürdig bescheidenen und im Effekt so ungeheuer nachhaltigen Einsatz im Amte zu tiefem Dank verpflichtet.

ERÖFFNUNG DER PERGOLA AM BEBELPLATZ

Pergola heißt ein kleiner Ort in der italienischen Provinz Pesaro und Urbino auf der Höhe von Ancona; la pergola heißt im Italienischen aber auch eine weinumrankte Laube. In der Pergola des Alten Palais, die wir heute wieder einweihen, kommt beides zusammen – durch den wiederhergestellten Vorbau erhält der Bebelplatz, wie Herr Engel vor einiger Zeit einmal zutreffend bemerkt hat, ein südländisches Flair; eine ganz ungewohnte Atmosphäre in den grauen Steinwüsten, die hier in Mitte vor allem durch die leider weitgehend unzerstörten Bürobauten der Nationalsozialisten entstanden sind, aber auch durch ihre Umgestaltung der im neunzehnten Jahrhundert begründeten Plätze in planierte Aufmarschgelände – der Bebelplatz teilt bis auf den heutigen Tag das traurige Schicksal des Gendarmenmarktes. Blickt man vom Balkon über dem Hauptportal der Universität auf den Langhansbau, so wird schnell deutlich, daß die Pergola mit ihren vier von Terrakottenköpfen gekrönten Pilastern sozusagen das heitere Gegenstück zu dem Portikus über der Vorfahrt des Palais mit ihren vier kannelierten Säulen war – und nun wieder ist. Der Kontrast zwischen nördlicher Strenge und südlicher Heiterkeit aber ist – da muß man nur ein wenig in Potsdam spazieren gehen – für Preußen charakteristisch, er ist vielleicht der charakteristische preußische Kontrast. Ich erinnere nur an die römischen Bäder mit ihren diversen Pergolen, den im neunzehnten Jahrhundert entsprechend umgestalteten Park von Sanssouci inmitten der Kasernen einer Militärstadt.

Welche Wirkung die Pergola einstmals für das Gebäude hatte, läßt sich dagegen nur schwer sagen. Ob die hellgrün tapezierten Wände des kaiserzeitlichen Arbeitszimmers auf das grüne Laub der Veranda vorbereiten sollten, sich darauf bezogen, ob die Besucher die Laube nach dem Durchqueren der im Laufe der Nutzung unendlich vollgestellten Räume davor – des Arbeitszimmers und der Privatbibliothek – als Erholung empfanden, wird sich kaum mehr feststellen lassen; mit dem Inneren des Gebäudes ist auch seine reiche Ausstattung weitgehend zugrundegegangen. Außerdem ist überliefert, daß der Kaiser die Veranda höchst selten benutzte, eigentlich nur nach dem lebensgefährlichen Attentat des Jahres 1878, als er durch dreißig Schrotkörner in Kopf und Armen schwer verwundet war.

Als ich vor anderthalb Jahren beim früheren Senator Thomas Flierl meinen Antrittsbesuch machte, kamen wir auch auf den Wiederaufbau zu sprechen. Flierl, Sohn eines prominenten Architekturhistorikers und –theoretikers, äußerte erhebliche Bedenken – unter anderem befürchtete er die Zerstörung der DDR-Platzgestaltung. Überzeugen konnte ich ihn nicht mit dem Argument, daß es sich um eine großherzige Spende der Stiftung Denkmalschutz Berlin handle (für die wir selbstverständlich von Herzen dankbar sind), sondern nur mit dem Hinweis, daß hier früher nur der Kaiser und die Seinen Kaffee trinken konnten, während nun jeder Studierende dieser Universität sich hier aufhalten kann. Vielleicht ist damit eigentlich erst das Palais ein wirkliches »National-Eigentum« geworden, obwohl schon am 20. März 1848 ein einfacher Mann diese Worte an die Lindenfront des Gebäudes schrieb – und es damit ein erstes Mal vor Brandschatzung und Zerstörung rettete. Am Ende einer langen Kette von Rettern dieses Hauses steht die Stiftung Denkmalschutz, aber auch unsere technische Abteilung: Herr Engel, Herr de Maizière, Herr Schwalgin: Ihnen allen meinen allerherzlichsten Dank. Mir scheint, daß dieses Gebäude mit seiner Geschichte wie im Brennglas die Geschichte dieser Stadt, dieses Landes, der deutschen Staatswesen repräsentiert – und ich versichere Ihnen, daß wir es pflegen und in Acht halten werden. Denn ein wenig südländisches Flair tut diesem oft so bitter ernsten, durch Wettbewerbe gestählten und in Leistungskennziffern erstarrten deutschen Universitätssystem gewißlich gut; und wieder gilt: Die Humboldt-Universität zu Berlin schreitet auch auf dem Wege der südländischen Auflockerung der Strenge der norddeutschen Tiefebene voran!

10-JÄHRIGES JUBILÄUM DES WALTER HALLSTEIN-INSTITUTS

Über die Gelegenheit, dem Walter-Hallstein-Institut heute zu gratulieren, freue ich mich ganz besonders – macht doch das Jubiläum dieses Instituts deutlich, daß die Humboldt-Universität seit den Entscheidungen der vergangenen Woche nicht in Depressionen versunken ist. Wir sind, wie uns in den vergangenen Tagen Wissenschaftsrat und Deutsche Forschungsgemeinschaft nochmals bestätigt haben, eine herausragende Universität; man hat uns mehr Cluster und Graduiertenschulen zugesprochen als beispielsweise der Ludwig-Maximilians-Universität in München und unser Zukunftskonzept nicht gefördert, weil wir nach der Ablehnung des Vorantrages im Januar 2006 im Unterschied zu anderen Universitäten nur ein einziges Jahr Zeit hatten, unser neues Zukunftskonzept »Humboldt ins einundzwanzigste Jahrhundert übersetzen« aufzustellen und ich seinerzeit nach Übernahme des Amtes vollkommen neu ansetzen mußte. Die Gutachter wie die Verantwortlichen haben das Konzept sehr gelobt und uns empfohlen, es weiter auszuarbeiten – und genau das werden wir tun.

Was hat das alles mit dem Walter-Hallstein-Institut zu tun? Sehr viel, lieber Herr Pernice, meine Damen und Herren. Im Zukunftskonzept der Humboldt-Universität sind erstmals sechs Profildfelder unserer Hochschule definiert; im Unterschied zu manchen süddeutschen Einrichtungen fehlte eine solche Profilierung zuvor, obwohl sich die Tendenz zu Setzung von Schwerpunkten in den nächsten Jahren eher noch verstärken wird. Wir haben in den letzten Monaten sehr viel über den Profilbereich der integrativen Lebenswissenschaften geredet, in dem wir unter Leitung von Karl Einhüpl ein Institut für Integrative Lebenswissenschaften einrichten werden. Nun müssen und werden wir – so empfehlen es uns auch die Gutachter im Exzellenzwettbewerb – verstärkt auch über die anderen Profildfelder reden. Viele unter uns wissen, daß die Europawissenschaften ein zentrales der sechs Profildfelder dieser Universität sind – und nun wird deutlich, warum ich zum Jubiläum des Walter-Hallstein-Institutes über unser Zukunftskonzept »Humboldt ins einundzwanzigste Jahrhundert übersetzen« rede. Europawissenschaften werden an vielen Orten betrieben, und wenn die Humboldt-Universität in den nächsten Jahren diesen Profilbereich ausbauen, stärken und international noch sichtbarer machen will, dann muß sie zunächst einmal klären, welche Schwerpunkte sie auf einem riesigen

Forschungsfeld setzen will. Ein Schwerpunkt unserer Europa-Studien ist, wie man so schön sagt, bereits gesetzt: das europäische Verfassungsrecht in exakt der Zuspitzung, in der das Walter-Hallstein-Institut darüber forscht, also mit einem nachhaltigen Interesse an der Vermittlung einschlägiger Fragestellungen in die Öffentlichkeit, aber auch durch den Aufbau einschlägiger wissenschaftlicher Netzwerke, durch Nachwuchsausbildung, durch eine Fülle einschlägiger Publikationen, durchaus auch mit politikberatender Abzweckung.

Durchaus mit politikberatender Abzweckung, meine Damen und Herren? Ich befürchte, daß die deutschen Wissenschaftseinrichtungen und die Universitäten insbesondere allzu oft nur wünschen, daß sie Politik beraten könnten, es aber in Wahrheit nicht tun. Es werden für gewöhnlich dickleibige Publikationen erstellt – wogegen natürlich an und für sich gar nichts zu sagen ist, ich schreibe auch gern fünfhundertseitige Monographien – und auf einer Pressekonferenz vorgestellt, zu der kein einziger Politiker kommt. Ministerien haben ihre eigenen wissenschaftlichen Stäbe, Bundestagsabgeordnete ihre Referenten – und für gründliche wissenschaftliche Expertise bleibt oft keine Zeit. Mir scheint das am Walter-Hallstein-Institut grundlegend anders zu sein: Wie es dem Gründungsauftrag der Humboldt-Universität entspricht, liefern Sie, lieber Herr Pernice, mit Lehre wie Forschung Beiträge zur Berufsbildung in dem Sinne, daß Sie künftigen und aktiven Verantwortlichen für die Europapolitik bessere Qualifikationen für ihr Tun vermitteln, aber auch Artikel in jenen allgemein verbreiteten Kommentaren zum nationalen wie europäischen Verfassungsrecht schreiben, die auf dem Schreibtisch aller einschlägigen Verantwortlichen stehen. Nun hoffen wir, wenn ich das so ehrlich sagen darf, daß das Hallstein-Institut auch einen gewichtigen Beitrag zur Formierung und Institutionalisierung des Profilbereichs Europawissenschaften an der Humboldt-Universität leistet – eine entsprechende Initiative sollten wir gerade nach den Entscheidungen der letzten Woche nicht länger aufschieben.

Der Präsident der Humboldt-Universität nimmt das Walter-Hallstein-Institut natürlich vor allem deswegen wahr, weil es ihm in regelmäßigen Abständen illustre Gäste beschert, Staatspräsidenten beispielsweise, mit denen er in seinem Büro parlieren darf, mit deren Leben und Wirken er sich beschäftigt,

um dann ein Grußwort zu formulieren und um dann vor allem eine kluge Europa-Rede im größten Hörsaal des Hauses zu hören. Wenn man das Vorwort des Bandes »Europa-Visionen« liest, in dem einige dieser Reden gesammelt sind, dann wird deutlich, daß sich das Walter-Hallstein-Institut einer Vision verpflichtet fühlt – der Vision, daß das Stocken und Scheitern des europäischen Verfassungsprozesses nur ein Zwischenschritt auf einem längeren Wege darstellt, der zum Erfolg führen muß, führen wird. Eine Reihe prominenter deutscher Politiker, darunter Helmut Schmidt, dessen Rede den Reigen des Buches eröffnet, mißtrauen Visionen; man kann das bei der Lektüre seines Beitrages auch überdeutlich spüren: »Manchmal steckt Idealismus hinter solchen Ideen, manchmal auch Größenwahn«. Sie ahnen, lieber Herr Pernice, verehrte Herren Staatssekretäre, meine Damen und Herren, daß ich diese Texte in den vergangenen Tagen gern gelesen habe: Auch die Humboldt-Universität ist bei einer wichtigen Initiative zunächst nicht erfolgreich gewesen, muß nun Depression ebenso vermeiden wie den Größenwahn eines unreflektierten »Weiter so!«. Man kann am Fortschritt des europäischen Reformprozesses nach den Referenden in Frankreich und den Niederlanden lernen, wie man mit derartigen Rückschlägen umgehen und sie produktiv nutzen kann – indem man mit aller Leidenschaft am Ziel festhält, zugleich aber nüchtern die Lage analysiert und seine Konsequenzen zieht. Diesen Geist nüchternen Realismus, engagierter Arbeit, aber zugleich auch unenttäuschter Hoffnung auf Fortschritte beim europäischen Einigungsprozeß verbreitet die Arbeit des Walter-Hallstein-Institutes. Dafür, lieber Herr Pernice, gebührt Ihnen und Ihrem Team der herzliche Dank der ganzen Universität.

LESUNG AUS DEN TAGEBÜCHERN HARRY GRAF KESSLERS VON BUNDESMINISTER PEER STEINBRÜCK UND KARIN HEMPEL-SOOS

102

»Sinnggebung der Zeit aus der Perspektive einer Persönlichkeit« – mit diesen programmatischen Worten hat Harry Graf Kessler im April 1932 erste Überlegungen zur Technik des Schreibens von Memoiren eingeleitet: »Sinnggebung der Zeit aus der Perspektive einer Persönlichkeit. Eben darum Perspektive, Rangordnung der Dinge und Geschehnisse im Hinblick auf die Persönlichkeit und ihr Drama, ihre wechselnden Situationen, ihre Tragik oder Tragikomik« (Katalog Marbach, 494). Wir freuen uns, verehrter Herr Bundesminister, sehr geehrte Frau Hempel-Soos, daß sie heute hierher gekommen sind, um aus den Tagebüchern des »homme de lettres« »Harry Clément Ulrich Comte de Kessler« zu lesen, wie es auf der Anzeige heißt, die im November 1937 den Tod des Grafen im französischen Exil anzeigt.

Bekannt geworden als lesendes Paar sind sie, lieber Herr Steinbrück und liebe Frau Hempel-Soos, mit einem Abend zum berühmten Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Martin Heidegger – erotische Eskapaden eines deutschen Akademikers in eigens entworfener hessischer Trachtenjoppe, Texte, die sich kaum vergleichen lassen mit den Notaten Kesslers, der zwar nie an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität studiert hat, unserer Vorgängereinrichtung (vielmehr an der Bonner Schwesteruniversität), aber nach seiner Zeit als Potsdamer Einjährig-Freiwilliger seit 1893 sich oft hier in der Nähe aufhielt – das Weinrestaurant »Zum Schwarzen Ferkel«, Unter den Linden Ecke Neue Wilhelmstraße, wird mindestens den Kennern der Genossenschaft »Pan« vertraut sein. Die Milieus des jungen Marburger Dozenten Heidegger und des jungen Berliner – Verzeihung: Spandauer – Gerichtsreferendars Kessler lassen sich kaum vergleichen: Zwischen dem hessischen Maler Otto Ubbeholde, der Heideggers Trachtenjoppe entwarf, und dem Hofbildhauer Reinhold Begas, in dessen Salon Kessler für Genossenschaft und Kunstzeitschrift »Pan« geworben wurde, klafften denn doch Welten, zwischen dem Getriebe in der Köthener Straße am Potsdamer Bahnhof, wo Kessler bereits 1897 in Van-de-Velde-Mobiliar wohnte, und dem beschaulichen Landuniversitätsstädtchen Marburg lassen sich nur schwer Parallelen ziehen. Allenfalls über Friedrich Nietzsche, den Kessler in seiner Autobiographie von 1935 ex post höchst kritisch als »Rattenfängergenie« bezeichnet (283), könnte man Verbindungen herstellen:

»Seit Byron hatte kein Rattenfängergenie so unwiderstehlich die Besten einer ganzen Jugend hinter sich gezogen«, schreibt Keßler, »er stellte uns in ein neues geistiges Klima«.

Man ahnt auch als Präsident einer Hochschule und als Theologe, der selbstverständlich von Berufs wegen nur Keßlers Versuch einer religiösen Überhöhung seines Innenarchitekten van de Velde unter dem Titel »Kunst und Religion« kennt, was eine Schriftstellerin und einen Politiker an Harry Graf Keßler fasziniert: Hofmannsthal höhnt über die »zehntausend Bekannten«, die sich im Tagebuch finden, der Korbmacher-Verein Tannroda möchte Teil der Weimarer Kunstgewerbebewegung werden, Max Reinhardt und Edvard Munch sitzen in der Cranachstraße 15 und irgendwo im Bücherregal steht bis heute in deutschen Bildungshaushalten noch ein Bändchen der »Großherzog Wilhelm Ernst Ausgabe deutscher Klassiker«; Keßler war aber eben auch mehr als nur ein *homme de lettres* in bekannt deutscher Politikdistanz, ein Politiker, der nach dem Ende des Ersten Weltkrieges einen Plan zu einem Völkerbunde auf Grund einer Organisation der Organisationen (Weltorganisation) entwarf. »Ohne eine alles umfassende Weltorganisation kann die Zerrüttung der Weltwirtschaft und des öffentlichen Geistes der Welt nicht behoben werden«, heißt es in den Leitsätzen, die die Richtlinien für einen wahren Völkerbund eröffnen; der »rote Graf« wird zum Spitzenkandidat der Deutschen Demokratischen Partei und spricht in Bad Oeynhausen.

Wir freuen uns, lieber Herr Steinbrück und liebe Frau Hempel-Soos, daß sie Texte eines Menschen in Erinnerung rufen, der sich zeitlebens in einem Zustand der Isolation wähnte und selbst als »Prediger in der Wüste« bezeichnet¹ und sich doch vor Bekannten nicht retten konnte; ein Museumsdirektor, der das klassische Museum als Ort touristischer Neugier kritisiert, ein nach täglichen Quengeleien entlassener Museumsdirektor, der doch in Weimar bleibt und schon 1906 nicht glaubt, »daß das Auflösen meiner offiziellen Verbindung mit dem Hof den Kreis, den wir dort gebildet haben, irgendwie zu tangieren

1 Burkhard Stenzel, *Harry Graf Kessler: Ein Leben zwischen Kultur und Politik*, (Böhlau Verlag, Weimar Köln Wie, 1995) S. 158

braucht« (Katalog, 198). Ein Kreis, in dem es immer wieder zu Verwerfungen kommt: »Daß zwischen uns, das heißt von dir zu mir, Freundschaft niemals bestehen kann«, schreibt Hofmannsthal an Keßler am 29. Oktober 1910. Von Richard Demel stammt schon aus dem Jahre 1901 folgende Charakteristik der Tagebücher: »Ich meine, Sie werden die Memoiren unserer Zeit schreiben. Da ist es gerade richtig für Sie, daß Sie alle Leute, die etwas bedeuten, in allen Lebenslagen kennenlernen müssen. Ich beneide unsere Enkel darum, dass sie das lesen können«.² Wir können es nicht nur lesen, sondern bekommen es vorgelesen. Mir scheint, daß spätestens dann klarwerden muß, daß Hugo von Hofmannsthal nicht recht hat: Die Keßlersche Geschichte ist nicht schrecklich. Sie ist anregend, erschreckend, aufregend, bewegend, bestürzend aktuell – haben Sie herzlichen Dank, daß Sie uns das erneut klarmachen.

2 Ebenda, S. 148

2008

.....

EMERITIERUNG VON WULFF PLINKE

Der vorletzte österreichische Kaiser Franz Josef, zuletzt und mitten im ersten Weltkrieg ein Denkmal einer untergegangenen Epoche, soll am Ende einer jeden Dienstpflicht mit den ebenso lebenswürdigen wie unverbindlichen Worten geschlossen haben: »Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut«. Am Ende einer höchst erfolgreichen Lehrtätigkeit in Bochum, Hannover und Berlin, lieber Herr Plinke, könnte so ein lebenswürdiges Schlußwort ja auch naheliegen, von Ihrer Seite wie von der meinen als dem derzeitigen Präsidenten der Humboldt-Universität zu Berlin: »Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut«. Natürlich hat es die Universität sehr gefreut, daß Sie als Dekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät in deren Gründer- und Aufbaujahren Maßstäbe für eine moderne, wettbewerbsorientierte Besetzung der Lehrstühle und der Prüfungsordnungen gesetzt haben, das war sehr schön, das hat uns sehr gefreut – und Sie vielleicht trotz aller Mühen, Auseinandersetzungen und Angriffe vielleicht auch; nicht umsonst ist Ihr Name immer wieder genannt worden, wenn man nach Kandidaten für das Amt suchte, das ich nun seit zwei Jahren bekleide – Sie haben sich, wenn ich das so vergleichsweise pathetisch sagen darf, um die Fakultät und damit um die Universität verdient gemacht. »Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut«.

Aber, lieber Herr Plinke, mit solchen ebenso kasuellen wie traditionellen Unverbindlichkeiten dürfen wir heute natürlich nicht auseinandergehen – ich, der Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin, und Sie, der erste Dean der European School of Management and Technology – in Ihrer Humboldt-Personalakte übrigens stets in einer herrlichen deutsch-englischen Mischform geschrieben, die schon viel verrät über die Zusammenhänge, über ich die ich jetzt in jedem Fall sprechen muß, aber auch sprechen möchte: »European School of Management and Technology« (ESMT). Auf den 30. März 2004 datiert Ihre Beurlaubung durch meinen Vorgänger im Amt und Sie haben mit großer Energie eben diese Einrichtung auf dem Schloßplatz aufgebaut, für eine »sehr gute erste Mannschaft« gesorgt, auf die alles ankommt, wie Sie einmal in einem Zeitungsinterview gesagt haben, und für alles Weitere, was eine solche Einrich-

tung in der Gründungsphase brauchte. Nun könnte man sich natürlich fragen, was anlässlich der letzten Vorlesung von Wulff Plinke als Ordinarius für allgemeine Betriebswirtschaftslehre der Hinweis auf Tätigkeiten eben desselben als beurlaubter Professor dieser Universität austragen kann und soll – und vielleicht fragen sich dies ja auch einige unter uns eben jetzt. Die Antwort, verehrte Damen und Herren, ist vergleichsweise einfach, auch wenn sie nicht jedem und jeder gefallen wird: Ich meine, lieber Herr Plinke, daß Sie als beurlaubter Professor der Humboldt-Universität am Kerngeschäft der Humboldtschen Universität gearbeitet haben und bin der festen Ansicht, daß wir auch lange nach Ihrer Emeritierung werden darüber nachdenken müssen, warum zwischen dem Kerngeschäft der Humboldtschen Universität und der Humboldt-Universität ein solcher Hiat aufgetreten ist, daß Sie dazu beurlaubt werden mußten. Denn es ist doch Kerngeschäft der Humboldtschen Universität, berufsferne Bildung und berufsbezogene Bildung zu kombinieren – die 1810 gegründete Alma Mater Berolinensis hat eben nicht nur fern jeder Berufsperspektive in Einsamkeit und Freiheit ausgebildet, den berühmten byzantinistischen Privatdozenten beispielsweise, der seinen Lebensunterhalt mit den Erträgen einer bayerischen Senf- und Sauerkrautfabrik bestritt, sondern auch ganz konkret für bestimmte Berufe, dazu sogar eigene Fakultäten konstituiert: die medizinische für die Ausbildung von Ärzten, die juristische für die von einschlägigen Richtern, Rechts- und Staatsanwälten, die theologische Fakultät für die Ausbildung von Pfarrern, in gewissem Sinne auch Teile der philosophischen Fakultät für die Lehrerausbildung. Mir scheint nun aber, daß in den rund zweihundert Jahren diese berufspraktische Dimension der Humboldtschen Universität kaum, ja vielleicht gar nicht nachjustiert worden ist – wir bilden immer noch Ärzte, Richter, Rechts- und Staatsanwälte, Pfarrer sowie Lehrer aus und ringen seit vielen Jahren um die Reform dieser Ausbildung. Daß die Humboldtsche Universität direkte, praktische Berufsausbildung durchführen wollte, sollte und bis auf den heutigen Tag durchführt, wissen viele ihrer Angehörigen nicht und wollen es auch nicht wahrhaben (von den hier versammelten Kolleginnen und Kollegen natürlich einmal abgesehen). Anders wäre nicht zu erklären, daß wir

den Anschluß an die Berufsentwicklung – und damit die Entscheidung, auf welche Berufe bezogen wir ausbilden wollen und auf welche dezidiert nicht – nie gesucht haben und teilweise durchaus aggressiv verweigert haben. In einem Haus, das ursprünglich einmal für eine Handelshochschule außerhalb der Universität und nicht für deren wirtschaftswissenschaftliche Fakultät gebaut wurde, muß man da nicht viele Worte machen; die hundertjährige Harvard Business School wurde übrigens selbstverständlich an der nämlichen Universität errichtet – schon damals begann sich jene Verspätung der deutschen Universität abzuzeichnen, an der wir heute so stark leiden und jener Vorsprung amerikanischer Universitäten bei der Umsetzung der Humboldtschen Ideale, die hierzulande zwei Jahre nach der amerikanischen Gründung noch einmal recht vollmundig beschworen wurden, während doch gleichzeitig mit der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft die Axt an die Wurzel der Einheit von Forschung und Lehre gelegt wurde.

Nun ist, so hoffe ich, allen verständlich, warum ich formuliert habe: Wulff Plinke hat als beurlaubter Professor der Humboldt-Universität am Kerngeschäft der Humboldtschen Universität gearbeitet – und ich denke, ich könnte Ähnliches an vielen Details der ESMT zeigen. Sie wird staatsunabhängig finanziert, wie dies die Gründer unserer Universität wollten, aber nicht zu realisieren vermochten; sie fördert die besten Köpfe unter Studierenden und stellt nur die besten Professoren ein, wie wir politisch nicht durchzusetzen vermögen und nicht zu bezahlen in der Lage sind; sie ist radikal dem Gedanken der Exzellenz verpflichtet, für den in den Gremien unserer Universität immer wieder mühsam geworben werden muß, der in der deutschen Universität insgesamt lange verpönt war. Führungskräfte und den Nachwuchs von Führungskräften wollte die preußische Spitzenhochschule Unter den Linden über lange Jahrzehnte schulen, im Interesse eines Staates, der angesichts einer politischen wie finanziellen, existenzbedrohlichen Krise solche Führungskräfte dringend brauchte – wir kennen alle diese Geschichte und wissen um die Differenzen zur Gegenwart deutscher Hochschulen und auch zur Gegenwart der Humboldt-Universität, trotz Ihrer, trotz unser aller engagierter Arbeit hier.

Ich will mich, lieber Herr Plinke, nicht mit dem Gedanken zufriedengeben, daß die Ideale der Humboldtschen Universität seit hundert Jahren stets und immer in Institutionen vor den Toren der Humboldt-Universität gesucht werden – seit 1910 in den Instituten der Kaiser-Wilhelm- und Max-Planck-Gesellschaft und so weiter und so fort. Ich denke, daß die große Herausforderung meiner Universität, Ihrer Universität, unserer Universität eben darin liegt, die Humboldtschen Ideale entschlossen zu realisieren – also wieder stärker nach der berufsbildenden Qualität unserer Studiengänge zu fragen, also wieder entschlossener auf Elitestudiengänge für den Führungskräftenachwuchs zu setzen, die Entwicklung hin zu einer Stiftungshochschule entschlossen voranzutreiben, und das alles, auch und gerade wenn der Weg dorthin noch weit ist und Widerstände hüben und drüben warten und Geschrei allerorten zu hören ist: Frösche pfeifen zu quaken, wenn der Sumpf trocken gelegt wird.

Ich möchte eine traditionelle Bitte angesichts einer Emeritierung heute mit besonderem Nachdruck an den künftigen Emeritus richten: Bleiben Sie uns verbunden, lieber Herr Plinke. Helfen Sie der Humboldt-Universität, wieder mehr Humboldtsche Universität im klassischen Sinne zu werden, indem Sie Ihre Erfahrungen an der ESMT und ihren Vorgängerinstitutionen bei der anstehenden Reform der Humboldt-Universität einbringen, dafür werben, daß auch hier Selbstverständliches endlich selbstverständlich wird und wenigstens in kleinen Schritten auf die großen Ziele zugeschritten wird, jedenfalls nicht der Stillstand triumphiert. Es kommt, so haben Sie gesagt, darauf an, exzellente Professorinnen und Professoren zu gewinnen, ja gewiß. Aber es kommt auch darauf an, sie über die Emeritierung, ein typisch deutsche bürokratische Erfindung, hinaus zu halten und – sei es als Seniorprofessoren, als Ratgeber oder wie auch immer – mit ihren Erfahrungen für den ununterbrochenen Prozeß der Reform zu halten. In einem Zeitungsartikel zur ESMT las ich den schönen Satz: »Wenn man sich die Geschichte der weltweit führenden Business Schools anschaut, dann dauert das Jahrzehnte«. Natürlich darf man einen solchen Satz nicht so larmoyant sprechen wie der österreichische Kaiser, dessen gediegenes österreichisches Idiom mir zudem nicht zur Verfügung steht: »Es war sehr

schön, es hat mich sehr gefreut«. Man darf sich nicht beruhigen mit dem Gedanken, daß ohnehin alles Jahrzehnte dauern wird. Aber man kann sich trösten damit, daß in einem, zwei oder drei Jahren noch längst nicht alles getan ist, weil nicht alles getan sein kann. Es dauert. Und eben deswegen, lieber Herr Plinke, danken wir Ihnen nicht nur namens der Humboldt-Universität für das, was Sie hier seit 1992 getan haben, sondern bitten ebenso herzlich wie dringend, daß Sie Ihre Arbeit für diese Universität in der einen oder der anderen Form fortsetzen.



HUMBOLDT-REDE ZU EUROPA DER PRÄSIDENTIN DER REPUBLIK IRLAND, MARY MCALEESE

What substantial contribution can a church historian, who occupies the office of university president, make to the greeting of a state president, who is a lawyer by training, who was Reid-professor for Criminal Law, Criminology and Penology at Trinity College and who was pro-Vice Chancellor of the Queen's University in Belfast, before becoming a journalist and presenter and subsequently a close advisor to the Irish Catholic Bishops? What contribution indeed? While a German church historian may know a little about the penance book of the Irish monks, he has to accede that modern criminal law in Ireland deals far more liberally with sinners than the pre-modern, draconian rules of those peregrinate, with whom Ireland once colonised the desert of Germania. My sketchy knowledge of the Irish university system, moreover, gives me the feeling that a veritable pro-Vice Chancellor has far more influence than a German university president, whose space for manoeuvre is severely limited by the legal system, the ever-lacking finances and the various committees. What is more, while the president of Humboldt-Universität zu Berlin does occasionally appear in the press, on the radio or television, he has never been asked to be a presenter a television or radio program himself – probably for very good reasons. And finally, my influence on the Catholic Bishops of Germany can only, if described by a neutral observer, be portrayed as marginal; the current chairman of the German Bishop's conference happens to be interested in church fathers and has therefore occasionally listened to my humble opinion, but now that he has been forced to resign from his post due to ill health I fear that this episode is also at an end.

But why am I telling you all of this? I am doing so in order to illustrate with a few drastic formulations, that your biography, dear Mary McAleese, impresses us here in Berlin almost as much as your visit moves us. In Germany, there is, to quote the German poet Lessing, a »nastily broad rift« between academia and politics; intellectuals look down on politicians and vice versa. Everyone here will be able to recount an anecdote about professors who have failed in politics and about former politicians who tried to become professors (in Harvard for example) but who were hardly taken any notice of. There is of course no reason to be proud of this German tradition or to introduce it to the common

European house. Indeed, we are justified to ask the question whether the catastrophes in German twentieth century history were not conditioned or at least influenced by the experiences of estrangement between politics and academia – I am referring to the apolitical professor who let that pass which the politician wanted to be passed, an approach that applied to German intellectuals generally before they regained consciousness: Thomas Mann hence named one of his most famous essays (completed just before the End of the First World War) the *Observations of an Apolitical Man*.

Dear Mary McAleese, you are the best example for illustrating how much responsibility the professor bears for politics, for the creation of parochial roots for the European idea and for the specification and dissemination of European concepts, just like the university as a whole has to take responsibility for these fields. Here at Humboldt-Universität, there are already manifold activities which are heading in this direction, among which those of Professor Pernice are the most successful and most visible – but we do not want to stop there. We are pursuing the creation of a European lecture course, which is designed to investigate European values in modules and which is to base its teaching on the principles of the Bologna process. But while all that still has to be realised, we are now delighted to have among us as an example that shows us where an academic can be lead by her enthusiasm for the European idea and welcome you to Humboldt-Universität zu Berlin.

75. JAHRESTAG DER BÜCHERVERBRENNUNG

»Der Senat beschließt, mit dem Rektor geschlossen an der Veranstaltung teilzunehmen. Anzug: Schwarzer Rock, evtl. Uniform, Rektor ohne Kette«. Genau das war die Bücherverbrennung des 10. Mai 1933, und es tut wenig zur Sache, daß mein Zitat aus Köln stammt (Weidermann, 15); die Situation an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität war um keinen Deut besser. Deren Rektor, der prominente Strafrechtler Eduard Kohlrausch, hatte sich zwar dagegen gewandt, die schrecklichen »12 Thesen wider den undeutschen Geist« der Deutschen Studentenschaft, das Präludium in der sorgfältigen Choreographie der nationalsozialistischen Büchervernichtung, an den Anschlagbrettern im Foyer des barocken Palais Unter den Linden und anderswo auszuhängen, aber er hatte – um Streit mit den ach so deutschen Studierenden zu vermeiden – versprochen, endgültige Entscheidung vom Minister einzuholen und hätte sich doch leicht ausrechnen können, wie die Entscheidung des preußischen Kultusministers ausfallen würde: Seit 2. Februar 1933 amtierte im Ministerium Unter den Linden Bernhard Rust, ein Gymnasiallehrer am Ratsgymnasium in Hannover, der 1930 sein Amt hatte aufgeben müssen, um eine Entlassung wegen Trunkenheit und sexueller Belästigung zu vermeiden.

Wer als Universitätspräsident und allzumal als Präsident der alten Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, die nun seit über fünfzig Jahren nicht mehr den Namen ihres königlichen Stifters, sondern zweier großer geistiger Anreger ihrer Gründungsphase trägt, wer also als Präsident einer solchen Einrichtung nur irgendeine Zeile zur Bücherverbrennung von 1933 liest, erstarrt. Erstarrt, weil er in dem so sorgfältig choreographierten Akt und in der technisch meisterhaft vorbereiteten Verbrennung ein Menetekel sieht, ein für alle sichtbares Zeichen der geistigen Verrohung der deutschen Universität, die ja nicht erst 1933 begonnen hatte. Was war das für eine Einrichtung, in der weitgehend widerstandslos und willenlos hingenommen wurde, ja aktiv befördert wurde, daß ein ganzer Teil des geistigen Erbes eines Landes, produziert an den Universitäten, seine Literatur und Wissenschaft in technisch perfekter Form vernichtet wurde? Ein Bücherstapel aus feinem Holz, damit das Pflaster des Opernplatzes nicht beschädigt wurde, Benzin, damit der Regen des Begräbnis-

wetters, wie Erich Kästner sagt, die Veranstaltung nicht störte – ein Menetekel nicht nur, nein, ein Präludium ganz anderer Vernichtung mit Feuer, auch diese technisch höchst perfekt, Choreographie der Vernichtung, die schrecklichste Ausgeburt einer Wissenschaft, in der Technik der Perfektion des Bösen dient.

Lange ist nicht gesehen worden, daß die Bücherverbrennungen aus der Mitte der Universitäten vorbereitet und durchgeführt wurden, nicht über die Universität kamen durch häßliche Figuren wie den kleinen, abgefeimten Minister mit Klumpfuß oder schreckliche Repräsentanten einer Minderheit der Professoren wie der gescheiterte Berliner Pädagoge Alfred Bäumler, der 1921 an der Friedrich-Wilhelms-Universität die Habilitation nicht bestand, später in Dresden nachholte und zum 1. Mai 1933 durch die Machthaber als »alter Parteigenosse« auf eine Professur für politische Pädagogik gehievt wurde, im Dienstzimmer des gerade verstorbenen preußischen Kultusministers und Professors für Orientalistik, Carl Heinrich Becker, untergebracht wurde und dessen Antrittsvorlesung an der Alma Mater Berolinensis den makabren Auftakt der Choreographie des 10. Mai 1933 bildete. 1936 schrieb der amerikanische Soziologe Edward Y. Hartshorne, der die Berliner Universität aus Studienzeiten bei Friedrich Meinecke zu Beginn der dreißiger Jahre gut kannte, in seiner Dissertation »Deutsche Universitäten unter dem Nationalsozialismus«: »Die deutsche Universität hat in wesentlichen Bereichen die Zeichen einer freien Institution verloren. Ihre Privilegien, die sie vor Einmischung staatlicher Gewalt schützten, sind dahingeschmolzen. Ihre halbautonome Verwaltung und ihre traditionelle Unabhängigkeit sind vor dem Drängen einer mächtigen Ethik, die den Forderungen der Volksgemeinschaft gegenüber ungeteilte Loyalität verlangt, zusammengebrochen«.

Man möchte Hartshorne ungern widersprechen. Aber eine solche Analyse greift zu kurz. Vierzig Jahre nach dem langen Jahr 1968 sehen wir nur zu deutlich, daß das ungeheuerere Gewaltpotential der Studierenden, über das die jüdischen Remigranten an der Freien Universität verzweifelten, kein Spezialproblem des Jahres 1933 war, obwohl ich selbstverständlich nicht der billigsten Form des historischen Vergleichs das Wort reden will, in der alle Katzen grau

sind. Und wir wissen, daß längst vor dem Jahre 1933 bestimmte Ideen einer Volksgemeinschaft in der Agrarwissenschaft und in den medizinischen und juristischen Fakultäten der deutschen Universitäten, allen voran – auch hier: allen voran – in der Berliner Universität vorbereitet wurden. Eine Universität, verehrte Damen und Herren, erinnert sich dann und nur dann richtig an die Ereignisse im Frühjahr 1933, wenn sie diesen Spuren der massiven Gewalt, der Gewalt und des Hasses gegenüber Juden insbesondere unter den Studierenden, wenn sie den verhängnisvollen Ideen des Totalitarismus und ihrer gefährlichen Faszination und des unerträglichen Mangels an Zivilcourage unter ihren Professoren nachgeht, fragt, warum eine scientific community Figuren wie den abgelehnten Bäumler neben einem Pädagogen wie Eduard Spranger installieren und bejubeln konnte.

Im Archiv meiner Universität finden sich nicht nur die schrecklichen Unterlagen des Pädagogen Alfred Bäumler, der am 10. Mai 1933 die Antrittsvorlesung hielt, sondern auch ein paar wenige Papiere des Studenten Hans Keilson. »Als Nichtarier zugelassen«. Anders als wenig später Marcel Reich-Ranicki, dem auch ein Gespräch mit dem Rektor nicht zur Zulassung half. Keilson half, daß er bereits 1928 zugelassen worden war und daher 1934 das Staatsexamen noch ablegen konnte. Mehr als eine kleine Karteikarte existiert nicht mehr, die ausführliche Studentenakte ist verloren gegangen. Ich versichere Ihnen hier und heute, meine sehr verehrten Damen und Herren, daß zwar Hans Keilsons Akte verloren gegangen ist, aber sein Gedächtnis und die lebendige Erinnerung an die Vorgänge an der Alma Mater Berolinensis nicht verloren gegangen sind, Gedächtnis und Erforschung des Menetekels dieser Universität an ihr gepflegt werden und ich schon von daher sehr dankbar dafür bin, daß es zu dem heutigen Gedenkakt kommen konnte, Herrn Schoeps und der Verlegerfamilie Olms für ihr Engagement herzlich danke, auch als stellvertretender Beiratsvorsitzender der Fritz-Thyssen-Stiftung.

FEIERLICHE SCHENKUNG DES »HEINER MÜLLER ARCHIVS/TRANSITRAUM« AN DIE HUMBOLDT-UNIVERSITÄT

»Bilder bedeuten alles im Anfang. Sind haltbar. Geräumig. / Aber die Träume gerinnen, werden Gestalt und Enttäuschung«. So formuliert Heiner Müller in einem frühen Gedicht, das sich, wie so Vieles, in der Ausgabe von Frank Hörnigk befindet. Ich bin, liebe Frau Mayer, lieber Herr Hörnigk, liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr glücklich darüber, daß mitten in unserer Universität nun dauerhaft ein Ensemble aus Büchern und Möbeln steht, das viel besser als die staatssozialistischen Überreste im Hauptgebäude von den Hoffnungen und Enttäuschungen kündet, die mit dem ersten sozialistischen Staat auf deutschem Boden verbunden waren, vom Neben-, Gegen- und Ineinander zweier deutscher Staaten, zweier Stadthälften, einer in Beschleunigung, einer in Verlangsamung – wobei ich als alter Westberliner gar nicht weiß, welches Prädikat welcher der verschwundenen Stadthälften zukommen soll, Beschleunigung dem behäbig gewordenen Westberlin? Je nun, hier kann darüber nachgedacht, gestritten werden.

»Auf jede Nachricht wartet das Vergessen«. Dichter dementiert man ungern. Und doch: Ich hoffe nicht, liebe Frau Mayer, lieber Herr Hörnigk, daß auf die Nachricht, was wir hier und heute tun (ich hörte sie am Freitag im Radio), Vergessen wartet, sondern – wie auf so vieles im Leben – Transformation. Nämlich in den Gebrauch der Dinge, die uns nun anvertraut sind, durch die Universität, durch die Stadt, durch das Land, durch die Menschen – Transitraum in einem ganz und gar neuen und doch vertrauten Sinne. Grischa Meier portraitiert Heiner Müller am Strand von Ahrenshoop – spätestens angesichts solcher Photographien muß doch endlich einmal eine Geschichte der DDR-Literatur im Spiegel dieser Künstlerkolonie geschrieben werden; wieviel Haufen Sand und nicht nur dies lagen denn zwischen Johannes R. Becher und Heiner Müller? Die Nachricht wartet nicht aufs Vergessen, sie wartet darauf, daß wir Linien ziehen, Beziehungen konstruieren – zwischen Mommsens Denkmal vor dem Hauptgebäude und Mommsens Block beispielsweise, Drucksache 1, Berliner Ensemble, Juni 1991. »Und ich gedachte des Staubs in ihrer Marmorgruft / Und des kalten Kaffees am Morgen frühe sechs / In Charlottenburg im Hause

Mommsen Machstraße acht / an ihrem Arbeitsplatz umstellt von Büchern«. Machstraße acht? Nein, Hegelplatz 1. Staub? Hoffentlich nie. Aber wir wollen ja nicht schon wieder Dichter dementieren. Nein, wir interpretieren. Und leben damit zwischen ihren Zeilen, ihren Büchern, ihren Tischen. Stehpult, einer Reiseschreibmaschine (Traveller de Luxe). Daß wir dies können, liebe Frau Mayer, ist ein großes Geschenk. Herzlichen Dank dafür.



Licht und Kraftanlagen
I. Müller





JACOB UND WILHELM GRIMM-Zentrum



RICHTFEST DES JACOB-UND-WILHELM-GRIMM-ZENTRUMS

»Wie wenn tagelang, feine, dichte flocken vom himmel nieder fallen, bald die ganze gegend in unermesslichem schnee zugedeckt liegt, werde ich von der masse aus allen ecken und ritzen auf mich andringender wörter gleichsam eingeschnitten. zuweilen möchte ich mich erheben und alles wieder abschütteln, aber die rechte besinnung bleibt dann nicht aus«, so beschreibt Jacob Grimm seine Arbeit am Deutschen Wörterbuch, das Rainer Maria Rilke noch als kostbare Gabe von seinem Verleger Kippenberg erbat, während wir es vor einiger Zeit als Taschenbuch wohlfeil und nun als CD-Rom ziemlich preiswert erwerben können. Daß der ursprüngliche Verlag Weidmann und sein Nachfolger Hirzel die stattlichen Bände nicht verschleudern konnten, lag an der Materie: Anders als im Falle des Wörterbuches zur Etymologie können die Brüder nicht weitgehend auf ihre eigenen ausgedehnten Sprachforschungen zurückgreifen, auch nicht – wie sie im Vorwort schreiben – auf irgendeinen literarischen Vorläufer, sondern warben in ganz Deutschland 88 Exzerptoren an, die die im Lauf der Jahre mehr als 600.000 Belegzettel aus 1270 Bänden abliefern. Jacob und Wilhelm ergänzen diese – zu ihrem Kummer nicht immer brauchbaren – Belege durch umfangreiche eigene Zitatsammlungen, allzumal als sie »durch die gnade des königs von Preuszen ... hier in Berlin schirm und freiheit für unsere forschungen« erlangt hatten. »ungeheuere wucht ... auf vier schultern« heißt es im Vorwort: Sie hatten sich viel vorgenommen, die beiden Brüder, zu viel, denn ihre Kraft schien für das gewaltige Projekt nicht ausreichen zu wollen. Bei Jacob Grimm kann man lesen – und ein jeder, eine jede, die je an einem Lexikon verantwortlich mitgearbeitet hat, kann mitfühlen: »Das übernommene große Wörterbuch drückt mit bleiernem Gewicht [...] wenn ich bei irgend einer Arbeit die Schwierigkeit des Anfangs je fühlte, so ists bei dieser; komme ich erst wann hinein, so wird sich alles erleichtern.« Auch die Beziehung zu seinem Bruder wird durch das Projekt belastet: »Glücklicher wäre ich, wenn ich das wörterbuch mit Wilhelm in größerer einstimmung und vertraulichkeit schaffen könnte, aber seltsam, so lieb wir uns haben und stets in völliger gemeinschaft leben, vereinsamen wir im studieren und bücherschreiben, was gerade dem wörterbuch schadet [...]«.

Am 1. März 1852 erschien der erste Prospekt, in dem die bis auf den heutigen Tag bestehende Weidmannsche Buchhandlung die erste Lieferung (A bis Allverein) ankündigte, die dann am 1. Mai, vierzehn Jahre nach Beginn des Projekts, vorlag. Der erste Band, acht Lieferungen mit 1824 Spalten (A bis zum oft belächelten Biermolke), ein Quellenverzeichnis und jene Vorrede umfassend, aus der ich bereits mehrfach zitierte, wurde schon zwei Jahre später, am 13. April 1854, veröffentlicht. Freilich, wie bei so vielen Großprojekten: In fünfzig Jahren war es nicht getan mit den sechszwanzig Buchstaben des Alphabetes; Wilhelm hat bekanntlich gerade das D abgeschlossen, als er am 16. Dezember 1859 starb, und daraufhin lag die Arbeit allein auf den Schultern des durch Alter und Krankheit geschwächten Jacob, der es freilich von sich wies, einen Assistenten heranzuziehen, obwohl er wußte, daß er die Arbeit am Wörterbuch würde nicht vollenden können. Mit Kräften, die ihm der nach Reimers Tod selbständig gewordene Verleger Salomon Hirzel aus Leipzig immer wieder mobilisierte, beendete Jacob immerhin den Buchstaben E und arbeitete noch weit in das F hinein; tief gebeugt über das Blatt, wie Hermann Grimm schreibt, mit sich stets hebenden und senkenden Brauen. Jacob Grimm starb über dem Artikel Frucht am 20. September 1863 und liegt seither mit seinem Bruder vereint auf dem Alten St. Matthäuskirchhof in Berlin-Schöneberg, brüderlich vereint, jedoch nicht zu »Gebrüdern« geworden – wie wir bitte auch für das Grimmzentrum festhalten wollen: ein Geschäftsunternehmen waren die Brüder Grimm nie.

Auch wenn es anrührt, immer wieder von der Last der lexikographischen Arbeit zu lesen – so bedeutsam und unerreicht war doch das Ergebnis für die Erforschung der deutschen Sprache bis auf den heutigen Tag. Und: Das Unternehmen war ungemein modern – auch wenn die schiere Sammlung von Belegzetteln dies, beim ersten Betrachten nicht vermuten läßt und in Zeiten digitalisierter Lexika und Sammlungen auch leicht archaisch wirkt. Doch das Zusammentragen und behutsame Auswählen des deutschlandweit gesammelten Materials war eine Art Vorstufe zur Gründung der hier in Zukunft arbeitenden Universitätsbibliothek, die ja in Wahrheit eine Kombination von zentraler Uni-

versitätsbibliothek alten Typs und den Angeboten des Computer- und Medienservices neuen Typs darstellt. So, wie die Brüder Grimm mit einer riesigen gemeinsamen Anstrengung die Arbeit an der deutschen Sprache auf eine neue Grundlage stellten (resp. den Anfang dazu machten), so wird das Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum durch die enge Kooperation von Universitätsbibliothek und Computer- und Medienservice zu einem offenen Informations- und Kommunikationszentrum für den Standort Mitte der Humboldt-Universität zu Berlin werden und darin Maßstäbe setzen.

Sie ahnen es, meine Damen und Herren: Nachdem ich das letzte Mal den Architekten, Max Dudler, und seinen wunderbar klaren Bau gelobt habe, möchte ich heute die schon in Adlershof erprobte Grundidee der gemeinsamen Arbeit in einem Haus loben, der Herr Dudler eine so schöne Heimstatt erschaffen hat. Die Bibliothek der Grimms und modernste Medientechniken – ich kann mir eigentlich keine schönere Umsetzung unseres Mottos für das zweihundertjährige Jubiläum vorstellen: Das Grimm-Zentrum zeigt, daß die Humboldt-Universität das moderne Original ist, und das, so wie es scheint, pünktlich zum Jubiläum. Dafür ist den Verantwortlichen und allen, die auf dem Bau arbeiten, sehr, sehr herzlich zu danken und weiter sehr herzlich gutes Gelingen zu wünschen.

Schließen möchte ich dieses Grußwort mit einigen dem Anlaß angemessenen Zeilen, denn immerhin befinden wir uns auf einem Richtfest, und da darf unter keinen Umständen der Richtspruch fehlen. »Und noch ein Hoch den Maurern und Zimmerleuten, durch deren Kraft der Bau erstand. Hoch sollen sie leben, hoch, hoch, hoch! Dann will ich mein' Spruch beenden, es lebe hoch die Bauherrschaft! Mein Trunk sei diesem Haus geweiht, es stehe fest in Ewigkeit!«





VERLEIHUNG DER UNIVERSITÄTSMEDAILLE AN HARTWIG PIEPENBROCK

»Schweigen ist Reden, Silber ist Gold« – so hatten wir im Rahmen unserer kleinen Parömiologie mit Blick auf Hartwig Piepenbrock das bekannte Sprichwort schlußendlich variiert. »Schweigen ist Reden«. Mir steht, lieber Herr Piepenbrock, unauslöschlich vor Augen, wie Sie meine liebe Frau und mich einmal vor reichlich zwei Jahren am Steuer Ihrer Jacht von Gatow über die Havel und die vielen kleinen Seen nach Potsdam brachten und mitten durch das preußische Arkadien wieder zurück nach Gatow. Geredet haben Sie nicht viel, und jeden, der Sie näher kennt, wird das auch kaum verwundern. Ihr aufmerksamer, ja neugieriger Blick ruhte so auf der Havel wie er jüngst auf dem Parkett der Dresdner Semperoper ruhte, als Sie wie ein Feldherr vom Rang hinuntersahen. Wahrscheinlich, lieber Herr Piepenbrock, unterscheidet eben das einen Universitätsprofessor von einem Unternehmer. Wir reden und reden, um ungesehen zu machen, daß wir eben meist nicht auf dem Feldherrenhügel oder einer Schiffsbrücke stehen und die Landschaft überblicken, sondern uns mitten in der Ebene um den Durchblick bemühen, den Wald vor Bäumen nicht sehen, erst am Anfang des Verstehens sind. Wir müssen reden, Sie können schweigen, beredt schweigen – Schweigen ist bei Ihnen Reden. Acht Jahre Vorsitz in der Humboldt-Universitätsgesellschaft sind jetzt zu würdigen, knapp drei davon konnte ich persönlich erleben. Vieles, was geschah, wäre nur von einem sehr erhöhten Feldherrenhügel sichtbar – stilles Werben um neue Freunde und Sponsoren, Verwaltungsarbeit, das Verschieben von viel Geld in die Taschen von Mitgliedern dieser Universität. Über Geld spricht man nicht. Aber ein Zeichen Ihres Wirkens für diese Universität steht ganz sichtbar in der Ebene, vorn, vor unserem Hauptgebäude. Und ist zugleich ein Zeichen einer – wie sollte es bei Ihnen anders sein – stillen, aber umso nachhaltigeren Leidenschaft von Hartwig Piepenbrock. Ich meine Bernhard Heiligers Denkmal für Max Planck, das wir dank Ihrer Hilfe nach so vielen Jahren endlich am vorgesehenen Platz vor dem Hauptgebäude aufstellen konnten. Mit anderen Worten: Jeder und jede, die unser Hauptgebäude betreten, sehen ein Zeichen des stillen, aber energischen Wirkens von Hartwig Piepenbrock als Vorsitzender der Humboldt-Universitätsgesellschaft. Heute, da Sie von diesem Posten auf den des Ehren-

vorsitzenden wechseln, dankt Ihnen die Universität für dieses große, ja großzügige und großherzige Engagement und tut dies mit den bescheidenen Formen, die einer traditionsvergessenen Academia im einundzwanzigsten Jahrhundert noch zur Verfügung stehen. Wir verleihen Hartwig Piepenbrock die Humboldt-Universitätsmedaille in Anerkennung seiner Verdienste um unsere alma mater; Sie haben sich, lieber Herr Piepenbrock, wenn ich das so schlicht sagen darf, verdient gemacht um diese Universität und wir sind Ihnen dafür bleibend dankbar.

LESUNG VON BERNHARD SCHLINK »DAS WOCHENENDE«

»Abschied von der Dogmatik«. Solche Titel sollten den Theologen im Präsidentenamt interessieren. Was der Ordinarius für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie über »Verfassungsrechtsprechung und Verfassungsrechtswissenschaft im Wandel« zu sagen hat, sollte mich neugierig machen – und doch, und ach, natürlich ist es anders. Und zutiefst schwierig mit der Neugier. Als ich im Jahre 2000 nach Heidelberg in die Zähringer Straße zog, habe ich, wie so viele unter uns, einen bekannten Roman gelesen und wie so manche zu entschlüsseln versucht, welche geheimen Fäden wohl den Haushalt des Philosophieprofessors in der Blumenstraße aus dem nämlichen Roman mit dem des Theologieprofessors Edmund Schlink in der Blumenstraße verbinden mögen, denn mancher Satz im berühmten Buch gilt ja wohl nicht nur für die Kunstfiguren aus der Heidelberger Weststadt, sondern irgendwie auch für das reale Personal der Blumenstraße und dann doch wieder nicht: »Er war Professor für Philosophie, und Denken war sein Leben, Denken und Lesen und Schreiben und Lehren«.

»Er ist Professor für Rechtsphilosophie, und Denken war sein Leben, Denken und Lesen und Schreiben und Lehren«. Wenn der Historiker die Analyse sistiert und zum Anekdotenerzähler wird, wenn in der Geschichtswissenschaft der Boulevard dominiert – ja dann, meine Damen und Herren, ist es wieder Zeit, Parömiologie zu treiben und an den Satz zu erinnern: ... but silence is golden. »Für die meisten von uns war die Vergangenheit des Dritten Reiches und des Holocaust prägend. Sie stand im Zentrum unserer Auseinandersetzung mit den Eltern und unserer Absetzung von ihnen; unter ihrem Schatten gewann unser Bild der deutschen Geschichte seine Gestalt«, schreibt Bernhard Schlink in einem Essay unter dem Titel »Auf dem Eis«, ich hätte aber auch aus dem Essayband »Vergewisserungen. Über Politik, Recht, Schreiben und Glauben« zitieren können. Wenn der »Vorleser« und das »Wochenende« so kontextualisiert werden und nicht einfach Heidelberg Weststadtboulevard betrieben wird, auch wenn es so nahe liegt, dann dient Lektüre von Schlinks Veröffentlichungen zugleich der Selbstvergewisserung der deutschen Universität – vierzig Jahre nach 1968, vierzig Jahre nach dem eruptiven Ausbruch jener vielen Auseinandersetzungen mit den Eltern und jener teils äußerst gewalttätigen Absetzungen von ihnen. »In richtig funktionierenden Institutionen versteht sich

das Moralische von selbst«, lautet eine der Lehren, die Schlink aus der Gegenwart der Vergangenheit zieht, und man kann diesen Satz nicht nur kritisch auf den Staat, die ganze Gesellschaft anwenden, sondern natürlich auch auf eine Universität, auf diese Universität im Vorfeld ihres zweihundertjährigen Jubiläums. Als wir im Jahre 2000 nach Heidelberg zogen, wurde meine Frau alsbald in das Kränzchen der Professorengattinnen eingeladen; Herr Kollege Schlink weiß, wer damals noch die ungekrönte Königin dieses Kränzchens war und wer damals noch in der Heidelberger Universitätskirche immer vorn rechts, direkt unter der Kanzel saß. Diese Welt ist vergangen, gesprengte Universitätskirchen lassen sich nicht rekonstruieren und die Professorinnengatten wollen keine Kränzchen mehr besuchen. Aber die um ihre Gestalt ringende deutsche Universität muß ihre Geschichte, allzumal im schrecklichen zwanzigsten Jahrhundert, kennen, die Geschichte zwischen dem Vorleser und dem Wochenende, um nicht nur zu repetieren.



ENTHÜLLUNG EINER HARNACK-TAFEL

»Zunächst galt es nun, sich in Berlin einzurichten – einzurichten mit fünf Kindern, von denen zwei noch getragen werden mußten, im dritten Stock eines Berliner Mietshauses, dessen Tür durch einen echt Berliner Portier-Cerberus gehütet wurde, und in dem die Kinder auf seinen Befehl nur die Hintertreppe hinaufgehen durften. Der düstere Hof war kein Spielplatz; er gewann höchstens einigen Reiz, wenn ein Leiermann erschien und aus dem Küchenfenster die sorgfältig eingewickelten Pfennige auf den Hof klappten, oder wenn am Sonntagmorgen die Kurrendeknaben in ihren dürrtigen schwarzen Schultermäntelchen dort ihre geistlichen Lieder sangen« – mit diesen Worten beschreibt Harnacks Tochter Agnes die erste Wohnung, in die der Kirchenhistoriker 1888 nach allerlei Querelen um seine Berufung an die Friedrich-Wilhelms-Universität zog, sie lag in der heutigen Hiroshima-Straße Nr. 22 im Tiergartenviertel (177). Als nach zwei Jahren eines der Kinder starb und auf dem Matthäuskirchhof begraben werden mußte, übrigens genau dort, wo später Harnack selbst begraben werden sollte, verließ man die Stadtwohnung im Geheimratsviertel und zog in den damaligen äußersten Westen, hier in die Fasanenstraße, bis 1896 Gravelottestraße genannt; Wilmersdorf bei Berlin. »Das war kein kleines Wagnis! Denn zunächst einmal kündigten die Hausangestellten, die sich weigerten, mit ›aufs Land‹ zu ziehen. Einsam lag die Baustätte, von der aus man die Abendsonne hinter den Kiefern des Grunewaldsees versinken sehen konnte. Ringsum breiteten sich Wiesen, die von mächtigen graugrünen Weiden umflossen waren. ... Aber ›zur Stadt‹ zu gelangen, das war nicht einfach; denn die Pferdebahn ging erst in der Kurfürstenstraße ab, und die Stadtbahn verkehrte nur in großen Zeitabständen. Doch das alles nahmen die Eltern auf sich, um ihren Kindern Raum, Licht und Luft zu verschaffen« (190). Neben Harnack wohnte der Bruder von Harnacks Schwager Delbrück, der Direktor des Instituts für Gärungsgewerbe, eine Tür weiter ein Fabrikbesitzer, mit allen pflegten die Harnacks geselligen Umgang, dazu mit den Familien der Architekten Hermann von der Hude und Hans Griesebach. Die kahlen Brandwände wurden zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts »mit Gemälden einer idealen Architektur im Florentiner Stil« bedeckt; auf der Seitenwand war das Wappen der preußischen Akademie der Wissenschaften aufgemalt, ein Adler, der sich über die

Kuppeln und Türme Berlins in den gestirnten Himmel aufschwingt: *Cognata ad sidera tendit*, »er strebt den ihn verwandten Sternen zu« (271).

Geselligkeit und Arbeit waren die zentralen Elemente des Lebens hier in der Gravelotte- bzw. Fasanenstraße. Nach einer Morgenandacht und dem Frühstück saß Harnack in der Regel ab acht Uhr morgens am Schreibtisch und arbeitete zwölf Stunden; nach dem Abendessen nahm Harnack keine Arbeit mehr in die Hand: »In meinem Hause wird nach 8 Uhr nicht mehr gearbeitet« (281). Die Abendstunden wurden durch Vorlesen, Plaudern, Musik, Kartenspiel – Harnack legte leidenschaftlich gern Patienen – und vor allem durch Einladungen gefüllt; das erhaltene Gästebuch bewahrt die Preußische Staatsbibliothek in der Potsdamer Straße. Eingeladen wurde aus dem großen Freundeskreis. Neben den genannten Nachbarn war man natürlich mit theologischen und sonstigen Universitätskollegen wie dem Althistoriker Theodor Mommsen verbunden, aber beispielsweise auch mit dem Generaldirektor der Staatlichen Museen und seiner Frau, jeden zweiten Mittwoch abends versammelte sich das sogenannte »Kränzchen«, oft erschien auch der Bruder Otto Harnack, der als freier Schriftsteller in der Derfflingerstraße 27 lebte. Alle vierzehn Tage wurden Studenten, später auch Studentinnen eingeladen, die Harnack früh integrierte. Ein Student schreibt: »Wie gerne denke ich zurück an die herrlichen Abende, da wir auf der Veranda saßen, überstrahlt vom roten Schein der Lampe, hinausblickend in die dämmernde Nacht, in der das Brausen der Riesenstadt fernhin verklang. Wie wir da Ihren Worten lauschten, alle einig in den großen, begeisternden Gedanken und doch jeder schon die Anfänge der eigenen Individualität tragend« (232).

Neben die Geselligkeit trat die Arbeit: Morgens begann Harnack zunächst mit einer Zigarre in der Hand die Post durchzuarbeiten, schon hier in der Fasanenstraße im Wochendurchschnitt fünfundsiebzig Zuschriften, die eine Antwort erforderten (282). Dann wurde, falls die zunehmende Ämterfülle nicht Anwesenheit in der Stadtmitte erforderlich machte, gearbeitet, durch gelegentliche Pausen und einen Nachmittagsspaziergang unterbrochen. Harnack schloß in den zehn Jahren, die er in der Fasanenstraße lebte, fünfhundertsiebzig Bücher, Aufsätze und Rezensionen ab, darunter einen Grundriß der Dog-

mengeschichte, eine altchristliche Literaturgeschichte in vier Bänden, eine Geschichte der Ausbreitung des antiken Christentums, zwei Aufsatzbände, diverse Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften und eine dreibändige Geschichte der Einrichtung, allerlei allgemeinverständliche Schriften und Zwischenrufe zu allerlei Themen von öffentlichem Interesse, beispielsweise zur Sprachenfolge am Gymnasium. Das Arbeitszimmer stand den Kindern offen, die dort an einem großen Tisch die Hausaufgaben anfertigten; zwei weitere Kinder wurden 1892 und 1895 geboren.

Geselligkeit und Arbeit – mit diesen beiden Begriffen ist der Haushalt in der Fasanenstraße einigermaßen recht charakterisiert. Daß beides nebeneinander seinen Platz hatte, verwundert heute, wie es damals verwunderte. »Neulich hat eine Dame in Berlin gesagt, das Wesen des Christentums hätte auf sie einen gewissen Eindruck gemacht, der aber sei verflogen, da sie in Sylt mich beobachtet habe; mit Abscheu habe sie beobachtet, daß ich heidnischem Wohlleben verfallen sei – sie habe mich nämlich einen Hummer essen und Sekt trinken sehen! Den Sekt hat sie dazu gemacht; der Hummer ist richtig. Zu bedauern habe ich nur, daß ich nur einmal in Sylt Hummer gegessen und damit eine schöne Gelegenheit verpaßt habe. Die ganze Geschichte sehe ich aber als Strafe dafür an, daß ich Hummer ohne Sekt genossen habe« (Harnack an Holl, nach Zahn-Harnack, 245).

GRUSSWORT ZUR ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG »JOHANN GUSTAV DROYSEN 1808-1884«

»Vorworthistoriker«, »politischer Historiker« – seit längerem, verehrte Kolleginnen und Kollegen, liebe Frau Hackel und liebe Damen und Herren, seit längerem frage ich mich, ob man nach der radikalen Dekonstruktion der uns allen wohl vertrauten Droysen-Hagiographie durch unseren Kollegen Wilfried Nippel als einer der bisherigen Mittäter im Idealisierungskartell überhaupt noch unbefangen das Wort ergreifen kann, und sei es im schlichten Rückzug auf die Rolle als Präsident einer Universität, an der Droysen einst studierte, dann beschäftigt war und die nun das Glück hat, eine Ausstellung über ihn zu beherbergen. Sie ahnen ohne viele Worte, zu welchen Ergebnissen das Nachdenken geführt hat: Unbefangen kann ich post Nippel locutum natürlich nicht mehr das Wort ergreifen, und auf die Rolle des Präsidenten, der für eine wunderbar vorbereitete Ausstellung dankt, wollte ich mich auch nicht zurückziehen. Und das, obwohl der offenbar begnadete Lehrer Droysen, der in Schule wie Hochschule anscheinend Beeindruckendes leistete, sich durchaus als Aufhänger für das übliche Humboldt-Mantra »Forschung und Lehre« eignen würde – allein, ich habe in den vergangenen zweieinhalb Jahren so häufig solche wilhelminischen Pseudohumboldtiana zu dekonstruieren versucht, daß ich so schlicht vor den Nippelschen Dekonstruktionen nicht davonrennen darf. Ich werde Sie alle also vielmehr hier als Kirchenhistoriker und Theologe begrüßen, mich der Herausforderung eines neuen Diskussionsstandes stellen und das Grußwort nach bekannt deutscher Manier zunächst einmal zur selbstbezüglichen Vergangenheitsbewältigung nutzen und zunächst also – pater peccavi – bußfertig bekennen, wo ich als bisheriger Mittäter im Idealisierungskartell schuldig geworden bin. Daß ich dann – ebenfalls nach bekannt deutscher Manier – trotzig noch einige Lesefrüchte des Dilettanten im Werk Droysens nachreiche und meine eigenen Schlüsse daraus ziehe, hängt – um den Satz in die Ironie zu wenden – ganz schlicht daran, daß ich vor rund zwölf Jahren ein einführendes Lehrbuch für kirchengeschichtliche Proseminare geschrieben und dabei Droysens Historik immer wieder benutzt habe und bei der anstehenden Revision zu radikalen Eingriffen wenig geneigt bin. Berufen darf ich mich immerhin darauf, daß selbst Wilfried Nippel, dem eine Rezensentin »untergründigen Groll« gegen Droysen unterstellte, in seinem Buch schwärmen kann wie Felix Men-

delssohn-Bartholdy: »Ich lobe mir's Lebendige, Fruchtbare, und danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mir jene Welt so lebendig gemacht hast«, schreibt der Freund dem Freunde unter Datum vom 24. Januar 1838 über die Aristophanes-Übersetzung Droysens; genialisch nennt Nippel die von ihm luzide in die Debatte der Zeit eingeordnete Übersetzung.

Nun aber zu den angekündigten zwei Teilen des Grußwortes und also zunächst einmal das Pater peccavi des einstigen Mittäters im Kartell der Idealisierer. Natürlich hat Nippel recht. Droysen ist »Vorwothistoriker«, wie übrigens so manche andere auch. Er schreibt über Alexander den Großen und seine Nachfolger, er baut über Vorworte und Titeländerungen eine veritable »Geschichte des Hellenismus« zusammen, in der das im Vorwort entfaltete hochtheologische Konstrukt eines vom Paradies an die Welt prägenden Ringen zwischen Orient und Okzident das Werk selbst überhaupt nicht prägt oder strukturiert und entsprechend auch der Ton des Vorwortes in der zweiten Auflage drastisch ermäßigt wird; jeder, der den Text des in drei Bänden nachgedruckten Werkes auf der im Handel befindlichen CD-Rom nach dem nämlichen Stichwort »Hellenismus« durchsucht, wird sofort verstehen können, was Nippel meint und ich gern bestätige: Gerade weil die hochtheologische Deutung des Hellenismus im Kontext eines Weltringens sich in den Bänden der Geschichte des Hellenismus am historischen Stoff nicht belegen ließ und zurückgezogen wurde, konnten entsprechende Debatten über die Hellenisierung des Christentums oder über das Verhältnis von Judentum und Hellenismus ausbrechen – mir scheint, wenn man von Droysen über Harnack bis Hengel diese Debatten verfolgt, der Begriff nur noch mäßig geeignet, um als Leitkategorie für die Beantwortung der berühmten Fragen nach der geistigen Signatur von Religionen, Religionskonstellationen oder Epochen zu dienen. Für eine Geschichte des antiken Christentums halte ich ihn nach zwölf Jahren selbständiger akademischer Lehrtätigkeit inzwischen für vollkommen unbrauchbar und warte gespannt, ob jemand die Wiederbelebung dieser begriffsgeschichtlichen Leiche noch einmal gelingt.

Sodann: Natürlich ist auch das Material, das wir seit den Editionen des zwanzigsten Jahrhunderts »Historik« nennen und nutzen, nicht einfach »reine

Theorie«, sondern der Versuch, sich in einem Feld, oftmals einem Schlachtfeld von Debatten über historische Methode zu profilieren, einen Standort jenseits von Ranke und Buckle zu begründen, das unter dem Dauerfeuer abgebrochene Großprojekt einer Geschichte der alten Welt und die anderen Schwerpunkte des Lebenswerkes als praktische Triebe ein- und desselben Theoriebaumes zu präsentieren. Und sicher hat die »Historik« genannte Einführungsvorlesung auch eine politische Dimension im weltanschaulichen Deutungskampf der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts: Daß die Geschichtswissenschaft *magistra vitae* wird in einem ganz unmittelbaren Sinn, ist sicher auch ein Ziel der Geschichtsphilosophie Droysens, die Nippel als Strategie deutet, eine dem Urheber mindestens dann verborgene Strategie, wenn er dem Freund Mendelssohn-Bartholdy über den Unsegen unseres nur theoretischen Lebens schreibt, 1846 noch dazu.

Ohne daß ich also ein Jota von solchem Denkmalssturz abmarkten und meine *confessio peccati* dadurch entwerten möchte, bleibt natürlich die Frage, ob doch noch mehr und anderes über Droysen zu sagen ist als eben diese eher kritischen Bemerkungen zur »Geschichte des Hellenismus« und zu den Grundrissen der Historik. Zugegeben: eine reichlich weite Frage, die nun ganz gewiß nicht in einem Grußwort beantwortet werden kann, im Grunde nach den Gesetzen des Genres nicht einmal als Frage angerissen werden dürfte. Mir geht es auch nicht um ein Projekt der Rettung Droysens – wenn Nippel ihn tatsächlich versucht haben sollte, vom Denkmal zu stürzen, sticht der Einwand, daß er da längst nicht mehr drauf stand, allenfalls in bestimmter Perspektive, etwa aus der westfälischen Tiefebene. Nein, sie ahnen, daß der Kirchen- und Theogehistoriker gern noch einmal seine Fragen an Person und Oeuvre Droysens stellen würde, also beispielsweise fragen würde, ob wir schon genügend den Einfluß des früh verstorbenen Vaters, des Garnisonspfarrers und Superintendenten Johann Christoph Droysen wahrgenommen haben. Ich denke nicht nur an die tief geschichtstheologische Herleitung des Hellenismus aus dem endzeitlichen Kampf von Orient und Okzident, nein, ich denke auch an bestimmte Passagen der Historik, beispielsweise die über geschichtliche Schuld. Wenn man aus Droysens Historik nicht nur einen Nachweis der unhin-

tergehbaren Subjektivität des Historikers lesen darf, sondern auch eine Rechtfertigung von Parteilichkeit als unüberwindbarer Standortgebundenheit, dann wäre ohne viele Worte deutlich, daß hier vielleicht weniger problematische Historiographie denn eine niemals überwundene theologische Eierschale, wenn nicht mehr, vorliegt. Nippel spricht von »geschichtsreligiösen Geraune« (S. 231), ja, so muß das die nüchterne Kritik formulieren, der Theologehistoriker sieht darin den nationalreligiösen Aufbruchston der antinapoleonischen Erhebung, mithin des Milieus, in dem Droysen aufgewachsen ist. Und natürlich nicht nur den nationalreligiösen Aufbruchston, sondern – beispielsweise in den berühmten Worten vom fragmentarischen Charakter unserer Rekonstruktion von Vergangenheit am Schluß seiner Jenaer Vorlesung – eine deutliche Widerspiegelung von Grundelementen einer klassischen protestantischen, lutherischen Anthropologie, in der die Vollendung menschlicher Fragmentarität von anderswoher erwartet wird als von der Quellenarbeit des Historikers. Ich muß abbrechen, auch wenn es jetzt natürlich lohnen würde, Ranke ins Zwiegespräch zu ziehen, der mindestens ebenso deutlich seine theologischen Eierschalen verrät und sich nicht in nüchterner Quellenkritik und ironischen Sottisen darüber, wie es eigentlich gewesen, erschöpft. Allein: Das heute nicht, jedenfalls nicht in einem Grußwort. Nur noch soviel: Jedenfalls ist deutlich, daß es weder heute noch damals beim Streit allein und ausschließlich um die Bedeutung der Quellenkritik geht oder ging, würden wir dies behaupten, wären wir erneut den Selbststilisierungen von Historikern zum Opfer gefallen. Der Streit zwischen Droysen und Ranke läßt sich ebenso wenig auf die Quellenkritik reduzieren, wie das abschließende Urteil über Droysen von dieser methodologischen Kernaufgabe des Historikers allein her gefällt werden darf. Ein kluger Historiker im Feuilleton einer Frankfurter Zeitung hat geschrieben: »Die Wucht von Nippels polemischer Auseinandersetzung rechtfertigt sich aus einer glänzenden Demonstration der Leistungskraft der Quellenkritik«. Das beginnt schon bei Nippels Bemerkungen zu der Quellenbasis des Buches über Alexander den Großen: Droysen »hatte mitnichten, wie später ... behauptet wurde, Quellenforschung betrieben«, bilanziert der Biograph nüchtern (31). Ich für meinen Teil halte, vielleicht auch aus berufsbedingter Blindheit, daran fest, daß die unter-

schiedlichen geschichtstheologischen Prämissen – und heutigentags auch die negative Geschichtstheologie in Gestalt ihrer expliziten Ablehnung – für das Verständnis der großen Kontroversen des neunzehnten Jahrhunderts einschlägig sind.

Nun muß ich wirklich abrechen, bevor ich beginne, eine Vorlesung zu halten. Abrechen, um zu danken. Denn es ist die wunderschöne Ausstellung von Frau Hackel und den Ihren, die solche Fragen provoziert, es ist die Biographie von Wilfried Nippel, die zu solchen Debatten anregt – mithin sind alle wichtigen Voraussetzungen für neue Debatten um Droysen hier in dem Hause gelegt worden, in dem er einst wirkte. Das ist nicht wenig, und dafür ist allen Beteiligten sehr herzlich zu danken.





VERABSCHIEDUNG DES DIREKTORS DES GROSSBRITANNIENZENTRUMS, PROF. DR. JÜRGEN SCHLAEGER

»Representations of Emotions«, vielleicht sogar representations of emotional excess, können Sie, liebe Damen und Herren, heute nicht nur beim Präsidenten der HU beobachten. Auch wenn wir vom Abeundus lernen können, daß Emotionen einen komplexen Charakter zwischen Geist und Körper, physischer Reaktion und mentaler Befindlichkeit haben – uns verbindet heute wohl alle der Kummer, daß es mit Ihren »activities« schon vorbei sein soll – ‚wer hat an der Uhr gedreht‘, um es mit einem populären Medium zu formulieren.

Wenn es einen guten Anglisten auszeichnet, lieber Herr Schläger, daß er »European views of Englishness« von »Englishness itself« und deren Spielarten trennen kann – dann sind Sie schon deswegen ein vorzüglicher Anglist, weil Sie die europäischen Blickwinkel, die Fremdkonstruktionen von den Eigenkonstruktionen unterschieden haben – wie sich das für den Komparatisten gehört, der Komparatist eigener Geschäfte ist, nicht nur der in Konstanz geprägte Komparatist, der gewohnt ist, auch verborgene Figuren wie den »impliziten Leser« in das helle Licht der Analyse zu rücken.

Was tut bei der Verabschiedung von Jürgen Schlaeger ein Kirchenhistoriker, der seine Bildung in der lyrischen Literatur nahezu ausschließlich dem Germanisten Norbert Miller verdankt – also Horace Walpole und sein Strawberry Hill, Laurence Sterne und the life and opinions of Tristram Shandy, Gentleman weit besser kennt als Anthony Ashley Cooper, den 3rd Earl of Shaftesbury? Der Lord Ashley irgendwo zwischen Locke und Toland in der Vorlesung »Kirchen- und Theologiegeschichte Römisch vier« führt? Er wünscht sich, lieber Herr Schläger, mal wieder ein Sommerlager wie das in Südtirol im Jahre 2006, als die Brüder Marksches ihre Bildungslücken ambulando füllen konnten. Da dies lyrischer, im Augenblick frommer Wunsch ist, bleibt als Würdigung nur viel Äußerliches, um einen Schläger von innen bittend.

Emeritierung ist »The Way of All Flesh«, auch schon lange vor 1903 und Emeritierung natürlich und nach 1903, aus der Perspektive von anglikanischen Klerikern, aber auch von französischen Anglisten. Nun darf man aber anlässlich eines solchen Datums auch nicht in eine »Poetik des Todes« verfallen, zur »Ästhetisierung des Endes« anhalten, generell oder speziell.

Vielmehr legt sich beim Versuch, über Emeritierung zu reden, die erste Frage jeder »Philosophy of x« nahe, die Frage: What is retirement, Emeritierung? Mit Schläger geantwortet: eine Frage der Psycho-Logik des individualistischen Selbstverständnisses. Für die einen das definitive Ende der akademischen Lehrtätigkeit und der Eintritt in die Sektion »Autobiographical Writings«, für die anderen das Ende der »Unwirklichkeit des Wirklichen« der deutschen Universität, der Beginn der »Reise nach Innen«. Für wieder andere »Gaucer lässt nach«, der Beginn einer neuen »Interdisziplinarität in den Kulturwissenschaften«, »Tomorrows Yesterday«, oder eben einfach »Continuities« – und letzteres, lieber Herr Schläger, hoffen wir natürlich: Dass Sie uns auch im Ruhestand an Ihrem Witz, Ihrer liebenswürdig verpackten großen Gelehrsamkeit, Ihrem heiteren Interesse am Unkonventionellen teil haben lassen. Uns an der ganzen Humboldt-Universität, nicht nur die engeren Fachjournale, Fremde aus Großbritannien, Studierende von Sommerlagern.

Würdigen soll ich Sie, lieber Herr Schläger. So verlangt es das Programm. Das habe ich, auch wenn vermutlich nicht jedem aufgefallen ist, dass ich über die von Ihnen betreuten Sammelbände und nahezu ein Viertel Ihrer Aufsätze gesprochen habe – Ironie und Anspielung mag man in Deutschland von Universitätspräsidenten nicht so gern hören, erwartet es oft auch gar nicht mehr.

Also hurtig den gleichfalls von Ihnen behandelten »Anthropological Turn« vollzogen und ganz ohne Anspielung und Ironie formuliert: Mit der Gründung und Leitung des Großbritannienzentrums, mit Ihren Beiträgen zur geistigen Orientierung der Humboldtschen Universität in der Gegenwart haben Sie die Humboldt-Universität orientiert, beleuchtet, illuminiert, wie es sonst nur wenige können (ich denke an den lateinischen Vers im Oxforder Universitätswappen und einen Diskurs des 18. Jahrhunderts, um es knapp zu explizieren), orientiert, kurz – sich um die Humboldt-Universität zu Berlin verdient gemacht. Das danke ich Ihnen ganz persönlich, aber ich bin heute einmal zu Abwechslung ganz sicher, im Namen der ganzen Universität zu sprechen, auch, wenn ich Sie abschließend bitte, ihr auch weiterhin gewogen zu bleiben.

ERÖFFNUNG DES AKADEMISCHEN JAHRES 2008/2009

Am vergangenen Freitag befand ich mich noch in Damaskus, genauer auf einer Exkursion meiner Theologischen Fakultät mit sechszwanzig Studierenden dieser Universität. Ich erwähne das natürlich nicht deswegen, weil mir die Umstellung von einem orientalisch bunten Land des Nahen Ostens auf den grauen Berliner Alltag so schwer fällt, daß ich öffentlich darüber rasonieren müßte, nein, sondern deswegen, weil auf solchen Immatrikulationsfeiern ja eigentlich gern die etwas verstaubten Monstranzen der Humboldtschen Universität aus den Schränken geholt werden und vor dem staunenden akademischen Nachwuchs mit Getöse durch den Saal getragen werden – es sind Wortmonstranzen, große, hehre Formeln, an der deutschen Universität seit fast hundert Jahren wohl vertraut, mindestens bei solchen feierlichen Anlässen. Vermutlich, liebe Studierende, kennen Sie einen guten Teil dieser Wortmonstranzen und ehren alten Formeln, auch wenn Sie heute gerade einmal einen halben Tag an der alma mater Berolinensis studieren. »Einheit von Lehre und Forschung« ist einer dieser Formeln, vermutlich die beliebteste. Und genauso häufig, wie diese Formel feierlich beschworen und wie eine Monstranz von den Verantwortlichen durch den öffentlichen Raum getragen wird, beklagt dann auch irgendwer mit Grabesstimme den Tod der Humboldtschen Universität oder wenigstens ihren unmittelbar bevorstehenden Untergang – die Einheit von Lehre und Forschung sei zerbrochen, so hört man dann, sei in Zeiten knapper Kassen, in Zeiten überfüllter Hörsäle, in Zeiten eines klar strukturierten Bologna-Studiums längst untergegangen. Wer den Weltuntergang heraufbeschwört, findet immer Publikum – glauben Sie das einem Kirchenhistoriker, er redet über sein eigenes Forschungsfeld.

Damit Sie aber, liebe Studierende, den Untergangspropheten und ihren verbreiteten Unheilsprophetien nicht glauben, denen, die die Humboldtsche Universität längst versunken glauben, verwende ich heute einmal nicht die hehren Formeln, sondern beginne in der Praxis. Beginne bei den vielen Exkursionen und Praktika, bei denen eine enge, nicht auf anderthalb Stunden Seminar oder Vorlesung begrenzte Gemeinschaft von Lehrenden und Studierenden gepflegt wird, bei der Lehre und Forschung ganz eng miteinander verbunden sind. Auf unserer Syrienexkursion haben wir in der vergangenen Woche auch die

alte Hauptstadt Syriens, Antakya, Antiochien, besucht – einst die drittgrößte Metropole der Antike, eine Millionenstadt, heute ein kleines türkisches Provinzstädtchen. Und ganz gewiß kein touristisch erschlossener Ort – »Sie sind seit zwanzig Jahren der erste Reisebus mit Studenten, der hier vorbeikommt«, bemerkte eine Frau, die wir auf der Straße trafen. Reiseführer gibt es nicht, gute Karten auch nicht, und so sind wir gemeinsam aus dem Bus in das Feld gegangen, um nach Überresten antiker Bauten zu suchen, die Studentin im dritten Semester und der Professor im gott-was-weiß-ich-wievielten Semester. Ich habe ein Beispiel aus der letzten Woche, ein Beispiel aus meiner eigenen Lehrtätigkeit, ein Beispiel aus den Geisteswissenschaften verwendet – natürlich gibt es analoge Veranstaltungen auch in den Naturwissenschaften, in den Sozialwissenschaften, eigentlich in jedem Fach dieser Universität. Und solche Veranstaltungen zeigen, daß es neben der überfüllten Vorlesung, in der man nur schwer einen Platz bekommt, neben dem nicht restlos zu Ende gedachten Stundenplan eines Institutes und all' den anderen Schwierigkeiten auch Orte unmittelbarer Lebendigkeit der Humboldtschen Universität in der Humboldt-Universität zu Berlin gibt – Orte, an denen Sie exzellente Forscher und herausragende Forschung nicht nur von ferne beschnuppern können, sondern daran ganz unmittelbar beteiligt werden; Orte, an denen der viel beschworene garstige Graben zwischen Geistes- und Naturwissenschaften überbrückt werden kann, Orte, an denen der große hierarchische Abstand zwischen Professor und Studierenden ganz klein wird: Durchfall bekommen in Syrien alle, gleich welchen Abschluß sie haben.

Suchen Sie, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, solche Veranstaltungen. Suchen Sie Veranstaltungen, an denen die große zweihundertjährige Reformuniversität Unter den Linden so lebendig ist, wie sie es zu Zeiten ihrer Gründung auch schon war, suchen Sie Orte der lebendigen Humboldtschen Universität in der Humboldt-Universität. Und lassen Sie sich nicht anstecken von der typischen Berliner Muffigkeit, die über alles und jedes meckert, die immer alles für kurz vor oder gerade nach dem Untergang diagnostiziert – die Syrienexkursion ging am Freitag zu Ende, aber nächstes Jahr machen wir wieder eine, nach Ägypten wahrscheinlich, und analoge Angebote intensivster

Lehre finden Sie in jedem Institut, in jeder Fakultät, in Mitte, auf dem Campus Nord und in Adlershof. Studieren macht Spaß, über den Zaun des eigenen Fachgebietes schauen bringt Gewinn, mal bis in die Nacht über ein Feld stolpern und gemeinsam mit anderen nach Steinen, Blumen, Tieren suchen ist ein grundlegendes Erlebnis im wissenschaftlichen Bildungsgang. Leidenschaft kennt keinen Stundenplan, Leidenschaft übersieht geflissentlich ein paar Probleme. Zum Studium gehört Leidenschaft. Studium ohne Leidenschaft geht zur Not auch, ist aber wie Musik ohne Musikalität, Liebe ohne Sehnsucht, wie Essen ohne Genuß, kurz: schrecklich.

Studieren Sie also mit Leidenschaft, liebe Studierende. Wenn aber doch einmal die üblichen Monstranzen der Humboldtschen Universität aus dem Schrank geholt werden und der alte, mufflige Klagegesang der unterfinanzierten, überfüllten, verschulden deutschen Universität erschallt – dann ist auch schnell ein Gegenbeispiel zur Hand. »Amerika, du hast es besser!«, schallt's dann zur Rechten und zur Linken, auf die wirklichen Eliteuniversitäten wird dann verwiesen, Harvard, Princeton und Yale. Die wenigsten wissen, daß sie da gerade ein Goethezitat im Munde führen, aus der Gründungsphase unserer Universität: Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, der alte, hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte. Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern und vergeblicher Streit«. Unnützes Erinnern – das ist ein passender Weckruf im Jahr des vierzigjährigen Jubiläums der Studentenrevolte von 1968 im Westen, der dritten Hochschulreform der DDR im Osten, im Vorfeld unseres zweihundertjährigen Jubiläums, nein, meine Damen und Herren, unnütz wollen wir uns nicht erinnern, weil wir uns ja schon so oft vergeblich streiten. Aber daran erinnern, wie das mit Amerika wirklich ist, sollten wir uns schon; einfach schon deswegen, damit nicht immer verklärte, idealisierte, von wenig Kenntnis getrübe Bilder des großen Nachbarn aufscheinen, wenn es heißt: »Amerika, du hast es besser«.

Und wer könnte uns besser, wer könnte uns realistischer, wer könnte uns amüsanter an Amerika, an Universität im anderen Kontinent erinnern, als eben Gary Smith, geboren in New Orleans, aufgewachsen in Austin, Texas, studiert in Austin, Houston, Boston und Frankfurt/Main, lehrend in Boston,

Chicago, Potsdam und Berlin. Wie ihn vorstellen und nicht ins Schwärmen kommen? Er hat die American Academy, eine feine, kleine Villa am großen Wannensee, in die Jahr um Jahr eine Handvoll Fellows aus den Staaten kommen, ebenso wie zuvor das Einstein-Forum in Potsdam zu einem quirligen, quicklebendigen intellektuellen Ort in Berlin gemacht, einem Platz, wo man den alten Henry Kissinger ebenso treffen kann wie die klügsten Nachwuchswissenschaftler, Altbundespräsidenten und neue Stars am politischen Himmel, familiäre Atmosphäre bei exquisiten Speisen und doch ganz unfamiliäre, aufregende, erregende Gespräche und Thesen. Die Laudatoren reihen die Superlative aneinander: begnadeter Netzwerker, genialer Fundraiser – ich ergänze: Da ist in diese verheerte, von den Schicksalsschlägen insbesondere im zwanzigsten Jahrhundert geschlagene Stadt ein Bürger zurückgekommen, der uns wieder lehrt, intellektuell anspruchsvolle und doch zugleich stilvolle Salons zu führen, Geist und Kultur ganz selbstverständlich beisammen zu halten. Ich freue mich besonders, daß er unserer Einladung, heute zu sprechen, gefolgt ist – und ich bin sicher, liebe Studierende, daß man von seiner Art, die Dinge zu sehen, auch etwas abschauen kann, wenn man nur eine kleine Küche in einer Wohngemeinschaft führt und nicht die große Villa Arnhold am großen Wannensee. Lieber Gary Smith, wir freuen uns auf Ihren Festvortrag.

HUMBOLDT-REDE ZU EUROPA DES ESTNISCHEN STAATSPRÄSIDENTEN TOOMAS HENDRIK ILVES

Ein Psychologe und vormaliger Direktor eines Kunstmuseums als Staatspräsident – ich bin mir nicht sicher, ob das Platon gefallen hätte, der bekanntlich nur die Philosophen im obersten Amt der Staatslenkung sehen wollte. Und wahrscheinlich auch nicht Adolf von Harnack, unserem großen Kirchenhistoriker aus Dorpat, dem Gründer der heutigen Max-Planck-Gesellschaft und Direktor der preußischen Staatsbibliothek. Harnack liebte Nietzsche, Freud und die klassischen psychologischen Autoren der Jahrhundertwende las er offenbar gar nicht, in der Sezession Max Liebermanns kann ich ihn mir schlecht vorstellen. Aber unseren beiden Namenspatronen, Wilhelm und Alexander von Humboldt, hätte das gefallen und ganz besonders dem Theologen Friedrich Schleiermacher, auf den wesentliche Ideen der Universitätsgründung von 1810 zurückgehen, die Wilhelm von Humboldt in kluge, kurze Ministerialgutachten goß. Viermal hat Schleiermacher hier Psychologie gelesen: 1818, 1822, 1830 sowie zuletzt 1833/1834; ob freilich seine für damalige Zeit ziemlich liberalen Ansichten über die Geschlechterdifferenz heute noch irgendwen – und dann gar einen bemerkenswerten wie bedeutenden Politiker, wie wir ihn heute zu Gast haben – hinter dem Ofen hervorlocken, ist einerseits natürlich fraglich, wenn auch bei einem so gebildeten *homme de lettres* wie unserem heutigen Gast andererseits durchaus möglich.

Homme de lettres und Politiker – es ist vielleicht eine besondere Chance der politischen Umwälzungen am Ende des vergangenen Jahrhunderts in den baltischen Staaten wie bei uns hier in Deutschland, daß Menschen ohne eine lange parteipolitische Karriere, Pfarrer, Professoren, Journalisten, plötzlich in politische Verantwortung gerufen wurden, Minister und – jedenfalls in Estland – auch Staatspräsidenten wurden. Das, verehrter Herr Staatspräsident, lieber Herr Ilves, verbindet unsere beiden Länder: Wir haben nicht nur das kostbare Geschenk einer staatlichen Autonomie nach langer Besetzung, die Freiheit von den auf unserem Gebiet stationierten russischen Truppen, geschenkt bekommen, nein, wir haben mit diesem Geschenk auch das Geschenk einer politischen Klasse empfangen, die auf ganz andere Erfahrungen als nur die berühmt-berüchtigten verqualmten Hinterzimmer der Parteien zurückgreifen kann und auf diese Weise den politischen Prozeß seit zwanzig Jahren in beeindruckender Weise bereichert und vorantreibt.

Wir haben, so scheint mir, verehrter Herr Staatspräsident, eine lange, an Höhepunkten reiche gemeinsame Geschichte – den Namen Adolf von Harnacks, meines Lehrstuhlvorgängers habe ich genannt, andere wären hinzuzufügen. Natürlich haben wir auch schmerzliche gemeinsame Erfahrungen, aber vor allem eine reiche gemeinsame Geschichte und eine höchst spannende gemeinsame Gegenwart. Eine gemeinsame Gegenwart im europäischen Haus, in einem politischen und kulturellen Gebilde, dem nach Ansicht mancher kluger Köpfe noch die Seele fehlt. Vielleicht ist sie von den Diagnostikern, die Europa eine Seele geben wollen, aber auch nur übersehen worden – eine Seele zu finden, ist schwer, wie der Psychologe gewiß weiß, und Seelenkunde, also Menschenkenntnis, so sagt Schleiermacher in seiner erwähnten Psychologie-Vorlesung, ist ein »unleugbarer Vorzug der Frauen« (S. 299). Umso mehr freuen wir uns hier in Berlin, daß Sie, verehrter Herr Staatspräsident Ilves, heute zu uns gekommen sind, um mit uns über Europa nachzudenken, und auf diese Weise eine überaus erfolgreiche Vorlesungsreihe des Walther-Hallstein-Institutes fortsetzen.

ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG »VERRATEN UND VERKAUFT. JÜDISCHE UNTERNEHMEN IN BERLIN 1933 - 1945«

Auf dem Boden meines Wohnzimmers – im Regal war kein Platz mehr – steht seit Mai diesen Jahres die erste Kassette aus der Reihe »Bibliothek der verbrannten Bücher«; ein Projekt des Potsdamer Moses-Mendelssohn-Zentrums und des Olms-Verlages: Salomo Friedlaender, Kant für Kinder; Walther Rathenau, Zur Kritik der Zeit und so weiter und so fort; »eine Auswahl der von den Nationalsozialisten verfeimten und verbotenen Literatur. Vor rund einem halben Jahr im Mai hatten wir Gelegenheit, uns hier in der Humboldt-Universität daran zu erinnern, daß mitten aus dieser Universität heraus der barbarische Akt der Bücherverbrennung geplant, begleitet und durch das akademische Ritual einer Antrittsvorlesung eines Pädagogen präludiert wurde.

Heute nun präsentieren Mitarbeiter des Lehrstuhls für Zeitgeschichte dieser Universität Ergebnisse eines Forschungsprojekts zu kleinen und mittleren jüdischen Gewerbeunternehmen in Berlin in den Jahren nach 1930 und 1931. Wieder muß ich an meinen Alltag denken – mein Lehrstuhlbüro liegt am Hausvogteiplatz, also an einem Ort, an dem in besonderer Weise an jüdische Unternehmen zu erinnern ist und ja durch ein eindrückliches Denkmal auch erinnert wird. In der Ausstellung werden nun aber nicht nur Firmen aus der Konfektions- und Modebranche vorgestellt, sondern auch die erste Boutique Unter den Linden, eine Eiergroß- und Einzelhandlung, eine Knoblauch-Verwertungsgesellschaft, Max Reinhardts Deutsches Theater und vieles andere mehr – zumeist alteingesessene, wohl reputierliche Berliner Familienunternehmen, deren traditionsreiche Geschäfte ohne viel Federlesens liquidiert wurden, lange bevor der Bombenkrieg die Räumlichkeiten und Orte selbst liquidierte. Ich könnte auch nennen das Kreditwarenhaus Jonass und Co., ein Kaufhaus für arme Leute, die am Rande des Scheunenviertels auf Pump einkaufen können sollten, 1937 dann die Reichsleitung der Hitler-Jugend unter Baldur von Schirach und nach 1946 ein »Zentralhaus der Einheit« als Sitz des Zentralkomitees der gerade aus SPD und KPD gebildeten SED: Das Büro von Wilhelm Pieck wird während der ganzen Jahre bis 1989 als »Traditionskabinett« gepflegt und kommt nach der Wende ins Deutsche Historische Museum; jetzt, viele Jahre nach der Wende, wird das Haus nach langem stillem Verfall für eine neue Nutzung instand gesetzt.

Wieder ist, wie bei der nationalsozialistischen Bücherverbrennung und Vernichtung, Universität vielfach ganz unmittelbar betroffen. Ein Beispiel: Im Antiquariat Martin Breslauer in der Potsdamer Straße kauften die Professoren und Studenten dieser Universität – und der Sohn des Antiquars, der 2004 kinderlos in New York verstorbene Bernhard Breslauer, war ein klassisches Berliner Bürgertumskind: Humanistisches Gymnasium, Latein und Griechisch, Französisch und Italienisch schon in der Schule, den Faust selbstverständlich auswendig im Kopf und stets zum Zitieren aufgelegt – im Nachruf des Independent wurde folgender Satz von ihm zitiert: »The greatest bookseller is not even the smallest Goethe«. Die Welt von Vater und Sohn Breslauer ist verschwunden, ihre Bücher in alle Winde zerstreut, wenigstens ein Stück Nachlaß in unserer Staatsbibliothek, also wieder Potsdamer Straße, aber eben zugleich unwiederbringlich mit dem Geschäft der Breslauers eine ganze Welt verloren, wie ein weiteres Zitat von Breslauer aus einem Vortrag »Glanz und Elend der Antiquare« von 1980 anschaulich macht: »Etwas «bleibt; unsere Kataloge! Sie sind die einzigen bleibenden Zeugen unseres Wirkens und Wissens, und deshalb trachten viele von uns, jeder im Rahmen seiner Möglichkeiten, sie möglichst interessant und wissenschaftlich zu gestalten und reich zu bebildern. Der höchste Ruhm eines Antiquars ist es, der Autor eines Kataloges zu sein, der über seinen unmittelbaren händlerischen Zweck hinaus vielleicht Generationen von Sammlern und Forschern als wissenschaftliches Hilfsmittel, als Nachschlagewerk dient; wir alle besitzen in unseren Bibliotheken solche Buchhändlerkataloge. »Unsterblichkeit durch Kataloge!« ist die Devise, mit der ich, halb im Scherz und halb im Ernst, diese wohl positivste, man könnte fast sagen, schöpferische Tätigkeit des Antiquars apostrophiere«. Kataloge finde ich nur noch selten im Postkasten, ein »zentrales Verzeichnis der antiquarischen Bücher« ist an ihre Stelle getreten, das breite Angebot an kostbaren antiquarischen Büchern zu guten Preisen künstlich verknappt durch Vertreibung, Bombardierung, Plünderung, wie Bernhard Breslauer im erwähnten Vortrag sagt.

Wir wollen uns erinnern – nicht nur im Vorfeld eines zweihundertjährigen Jubiläums – damit uns unter der Hand die Geschichte unserer Universität

nicht zu einem einzigen großen Fortschritt gerät, zu einer Erfolgsgeschichte sondergleichen. Der berühmte chassidische Satz, wonach das Geheimnis der Erlösung die Erinnerung sei, ist vielleicht in diesem Zusammenhang doch ein wenig oft strapaziert worden und er wird strapaziert, wenn er von einem gesprochen wird, der viel zu säkular ist, um den Begriff »Erlösung« in seiner ganzen Tragweite zu erfassen. Aber mindestens die, die mit der jüdisch-christlichen Tradition etwas besser vertraut sind, wissen ja, daß sich niemand selbst erlösen kann und schon gar nicht durch das, was wir im Deutschen so schrecklich »Erinnerungsarbeit« nennen. Nein, wer sich selbst an den Verlust erinnert, den immensen Verlust an Büchern, an Antiquariaten, an sonstigen Geschäften und an Menschen – der erlöst sich zunächst einmal nicht, sondern fährt in die Hölle und schaut in die Fratzen der Menschen, vielleicht auch in die eigene Fratze. Die Ausstellung bietet wieder schlimme Beispiele dafür. Diesen Höllentrip muß die Erinnerung sich zumuten, es ist ihre Schuld, ihre Verantwortung. Wie wir dann wieder hochkommen, wer uns hoch holt – das wird individuell verschieden sein. Erlöst werden wir in diesem Leben von den höllischen Bildern und Geschichten, an die wir uns erinnern, gewiß nicht, wir sollten es auch gar nicht erst versuchen. Sondern wir sollten uns um den präzisen Blick in diese Unterwelten bemühen, einen so präzisen, wie ihn uns die Ausstellung lehrt, die wir heute Abend eröffnen.

Wenn der Theologe im Präsidentenamt so grundsätzlich und damit so allgemein wird, ist es Zeit, auf das Konkrete, auf die hier dokumentierte Unternehmensgeschichte einer bestimmten Gruppe mittelständischer Unternehmen zurückzulenken. Unternehmensgeschichte ist modern und so ist diese Ausstellung auch modern, so modern wie die Geschichtswissenschaft der Humboldt-Universität modern ist. Erinnerung muß sich nicht auf vermuffte Wege begeben! Ein Letztes: Dem Projekt, seinen Verantwortlichen und Mitarbeitern ist sehr herzlich für die investierte Arbeit und Mühe zu danken – noch genauer: zu danken ist für präzise Begriffsarbeit, ich erinnere an die klugen Bemerkungen zum ach so vertrauten Begriff »Arisierung« auf den Ausstellungstafeln und im Katalog, ist zu danken für die gründliche Recherche nach

dem Schicksal von Unternehmen, Gebäuden, Personen, oft mutmaßlich gräuslich schwer, nur noch Spuren im Sand – aber alle treulich aufgenommen, hier im Katalog und erst recht in der Ausstellung. Ich spreche im Namen vieler Menschen und Mitarbeiter dieser Universität, wenn ich allen, die hier geholfen oder Verantwortung getragen haben, von ganzem Herzen danke – und Ihnen, meine Damen und Herren, für Ihre Geduld!



SPIEGEL-GESPRÄCH MIT DEM AUSSENMINISTER A. D. JOSCHKA FISCHER

Wenn Joschka Fischer im Auditorium Maximum der Humboldt-Universität der Humboldt-Universität auftritt und dies im Rahmen eines Spiegel-Gesprächs, darf man, ach nein: muß man in den Rückspiegel blicken. Hier, in diesen heiligen Hallen der deutschen Reformuniversität par excellence, hat der frühere Bundesaußenminister zwar bisher noch keine Gastprofessur gehabt – da sind uns leider die klugen Amerikaner zuvorgekommen. Aber Fischer hat hier vor reichlich acht Jahren, am 12. Mai des Jahres 2000, eine viel beachtete Europa-Rede gehalten, in der er vorschlug, das Konzept einer europäischen Föderation zum Leitbild der Europäischen Union zu machen, ein Zweikammerparlament einzuführen, über die Direktwahl eines Föderationspräsidenten nachzudenken und dies über ein Gravitationszentrum der einschlägig gesonnenen Mitglieder der Union allmählich zu realisieren. Fischer antwortete damals auf die Frage Quo vadis Europa? Und diese seine Berliner Europa-Rede wird immer wieder bemüht, wenn hier im Raum Minister- und Staatspräsidenten ihre Europareden halten, im vergangenen Jahr unter anderem der italienische, in diesem Jahr unter anderem der französische Staatspräsident. Lieber Herr Fischer, seien Sie also hier an der Humboldt-Universität sehr herzlich willkommen, wo Sie eigentlich spätestens durch Ihre Europa-Rede immer schon präsent sind.

Nun haben Sie natürlich in Ihrem Leben nicht nur einmal an der Humboldt-Universität zu Europa geredet, sondern auch immer wieder zu Amerika. In meinem Rückspiegel taucht beispielsweise eine Rede zu den transatlantischen Beziehungen in Princeton aus dem Jahre 2003 mit dem Schlüsselstichwort der »positiven Globalisierung« auf, und so war es in gewissem Sinne folgerichtig, daß Sie nach dem Ende des Ministeramtes an dieser großen amerikanischen Eliteuniversität als Gastprofessor tätig wurden – die Durchlässigkeit der hohen akademischen Mauern für nicht ganz klassische Bildungs- und Karrierewege ist eben im Land der unbegrenzten Möglichkeiten schon besser als hierzulande, wo man mit der überaus schlichten Forderung, Nichtabiturienten den Zugang zu den Hochschulen zu ermöglichen, wochenlang die Zeitungen füllen kann. Das einschlägige Engagement an der Woodrow Wilson School in Princeton blieb keine Laune – man muß ja auch gar nicht verschweigen, daß

Sie beispielsweise jüngst an einer südwestlich gelegenen Nachbaruniversität (nein, ich meine jetzt nicht die Universität Potsdam) noch einmal eine große Rede zum Thema »Europa und Amerika: Über die Zukunft einer schwierigen Freundschaft« gehalten haben.

Da ich vor Zeiten einmal ein Gespräch moderiert habe, das Sie mit Daniel Cohn-Bendit über Hannah Arendt geführt haben, weiß ich, daß Sie nicht nur klug über Amerika parlieren können, sondern auch überaus unterhaltsam. Spiegel-gerecht eben. Wenn wir Sie schon nicht mit einer Gastprofessur an der Humboldt-Universität locken können, sondern wahrscheinlich erst einmal in den berühmten weltweiten Rankings noch etwa achtzig Plätze nach vorn stürmen müssen, sind wir doch schon glücklich, daß Sie uns wieder einmal die Ehre geben. Ich zweifle nicht daran, daß der heutige Abend so in unserem Gedächtnis bleiben wird wie die anderen universitären Auftritte, die ich in meinem Rückspiegel erwähnt habe. Aber nun sollte ich nicht weiter das Podium für den richtigen Spiegel blockieren. Einen anregenden Abend Ihnen allen und den beiden Gesprächspartnern nochmals ein herzliches Willkommen!

VERLEIHUNG DER UNIVERSITÄTSMEDAILLE AN HANS KEILSON

In den Bücherregalen des heimischen Wohnzimmers, in dem der Präsident der Humboldt-Universität viel zu selten sitzt, steht neben den Werken von Alfred Kerr und einem Katalog über diesen großen Berliner Theaterkritiker eine zwei-bändige Ausgabe der Werke von Hans Keilson, erschienen in eben jenem Verlag S. Fischer, der einst den ersten Roman »Das Leben geht weiter« des jungen Medizinstudenten veröffentlichte: »Nach mehr als fünfzig Jahren wird ›Das Leben geht weiter‹ bei meinem alten Verlag wieder aufgelegt«, schreibt Hans Keilson 1984. Und beschreibt, wie er bei Gottfried Bermann Fischer im Dezember 1932 das Manuskript abgab, im Treppenhaus der Bülowstraße mit Alfred Döblin zusammenstieß, der ebenfalls ein Manuskript ablieferte, und mit Bermann Fischer (der bekanntlich ursprünglich Mediziner war wie Keilson selbst) nicht über Literatur, sondern die Musikauftritte des jungen Studenten sprach – man fragt sich angesichts der Lektüre ihrer Berliner Nebenbeschäftigungen, des Engagements in der Musik und beim Sport, wann Sie eigentlich studiert haben und wieso Sie so ein guter Mediziner geworden sind. Ihre Studentenband hieß: »Die weißen Raben«. Ihr Roman erschien bei Fischer im Frühjahr 1933, da konnte schon jeder merken, was Alfred Kerr so formulierte: »Hitler: das ist der Mob, der Nietzsche gelesen hat«. Drei Jahre später mußten Sie dieses Land, in dem der Mob auch an den Universitäten die Macht übernommen hatte, verlassen: »Doch lieg ich jetzt und gar so wund/ im fremden Land und scheu das Licht/ Es tönt aus meines Kindes Mund/ ein andrer Klang als mein Gedicht«.

Sie sind inzwischen mehrfach in Berlin gewesen, und wir haben uns bei dem bewegenden Gedenkakt zum Jahrestag der Bücherverbrennung kennengelernt, an dem das Potsdamer Moses-Mendelssohn-Zentrum seine Bibliothek der verbrannten Bücher vorstellte. Was Sie dort und anderswo vor Studierenden unserer Universität taten, haben Sie einmal so formuliert: »Außer in meiner täglichen ärztlichen Praxis habe ich versucht, Geschichte zur Sprache zu bringen, meine Geschichte, die zugleich auch die Geschichte von verschiedenen anderen ist«. Eben dafür möchten wir Sie auszeichnen: Die heutige Auszeichnung mit der Universitätsmedaille, der höchsten Auszeichnung dieser Universität, soll ein kleines Zeichen dafür sein, wie dankbar wir Ihnen dafür sind, daß

Sie nach so vielen Schrecklichkeiten wieder Verbindung mit Ihrer alten Universität aufgenommen haben, aus Ihrem Leben erzählen und uns damit die Gelegenheit geben, einen durch sein Engagement maßstabsetzenden Studenten der Vergangenheit in der Gegenwart als Autor und Wissenschaftler präsent zu halten. »Was suchen Sie, fragte der Dolmetsch Taxifahrer? / Spuren? Gibt es hier nicht, seine Antwort, / studierte den Stadtplan und lenkte den Wagen zurück«. Wo spielen diese Zeilen von Hans Keilson? In Berlin? Möglich. In Berlin-Mitte, Unter den Linden 6? Nein, sicher nicht. Ganz gewiß nicht. Niemals.



VERLEIHUNG DER DIPLOMURKUNDE UND DER EHRENDOKTORWÜRDE AN WOLF BIERMANN

»Ach du, ach das ist dumm: / Wer sich nicht in Gefahr begibt / – der kommt drin um«. Renitenz oder gar Widerstand – sehr verehrter Herr Thierse, sehr geehrte Abgeordnete von Bundestag und Abgeordnetenhaus, liebe Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren, zuletzt und besonders aber: verehrter, lieber Wolf Biermann: Renitenz oder gar Widerstand waren rar in der zweihundertjährigen Geschichte dieses Hauses. Ein Professor dieser Universität fand, daß die Juden unser Unglück sind, und viele seiner Kollegen haben diesen Satz unterschrieben und weit Schlimmeres mehr getan; die Bücher, die man auf dem Opernplatz vor dem Hauptgebäude verbrannte, haben Studierende dieser Universität in den Buchhandlungen und Bibliotheken dieser Stadt gesammelt und übersichtlich zwischen Oper und der damaligen Aula aufgeschichtet. Solche Beispiele sind leider viele, allzu viele: Renitenz oder Widerstand waren rar in der zweihundertjährigen Geschichte. Unrecht dagegen war viel. Solches, zu dem man bequem hinter dem Katheder stehend aufrief, Unrecht, das man am Schreibtisch sitzend akribisch plante, Unrecht, das man vom Hörsaal aus vorbereitete. Unrecht, das an Studierenden dieser Universität begangen wurde, beispielsweise durch Relegation derer, die hier 1968 »Lieder vom Frühling im roten Prag« sangen.

An dem Studenten der Philosophie und politischen Ökonomie Wolf Biermann ist durch diese Universität Unrecht begangen worden, weil er zu der kleinen Gruppe derer gehörte, die sich renitent oder gar widerständig verhalten haben. Was noch keine Diktatur gern sah. Biermann selbst hat sehr präzise beschrieben, was genau geschah, den, wie er sagt, »banalen Skandal«: »Als ich 1963 die Prüfungen im Hauptfach Philosophie und im Nebenfach Mathematik absolviert hatte, verbot die oberste Obrigkeit im ZK der SED ihren Genossen an der Fakultät in der Humboldt-Universität, dem rebellischen Biermann das Diplom auszuhändigen«. Genauso steht es in der Studentenakte, die glücklicherweise über die Zeitläufte gekommen ist, weil es eine Anweisung von oben gab, sie nach Ablauf der gewöhnlichen Zeit nicht zu vernichten: Dort fand ich, als ich vor einem reichlichen Jahr darin blätterte, nicht nur das Original jenes Diploms, ohne Unterschrift und mit einem Zettel: »Nicht aushändigen«, sondern

mancherlei Schriftverkehr, Zeugnisse und Beurteilungen über den rebellischen Biermann. Diktaturen pflegen bekanntermaßen die Renitenten und Widerständigen, pflegen die Rebellen als pädagogisches oder juristisches Problem zu banalisieren, als den störrischen Wolf, der sich nun einmal nicht in die Gruppe, in den Zwang zur Gruppe fügen wollte und will. Schreckliche Texte einer Universitätspädagogik, der vom hehren Bildungsideal der Brüder Humboldt nur noch die Worte, bloße Programmformeln und zwei Standbilder vor dem Haus Unter den Linden geblieben sind. Wie heißt es so schön in unserem Foyer: Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu ruinieren. Und beim Ruinieren haben auch die Philosophen kräftig mitgeholfen.

Von solchen Philosophen muß man natürlich einige ausnehmen. Volker Gerhardt beispielsweise, dem wir die Initiative für diesen Festakt verdanken und dem ich sehr, sehr herzlich dafür danken möchte. Wie gesagt: Von solchen Philosophen muß man natürlich einige ausnehmen. Und einen Philosophen dieser Universität ganz besonders. Einen mindestens. Auch darauf hat Wolf Biermann schon hingewiesen im Vorfeld des heutigen Tages: Wolfgang Heise, wie Biermann aus einer jüdischen und kommunistischen Familie, Student an der wiedereröffneten Universität im Jahre 1946, seit 1952 Dozent am Institut für Philosophie und als solcher Biermanns Lehrer. »Klugheit, Redlichkeit und Tapferkeit« bescheinigen ihm seine Studenten, und wenn es an dieser Universität Renitenz und Widerstand gab, nicht nur Lumpen, sondern auch Rebellen, dann, weil es akademische Lehrer wie Wolfgang Heise gab. Und Mitstudenten im Geiste. Heinrich Heine beispielsweise, der hier ebenfalls studierte, von 1821 bis 1823, »meinen Cousin/ Den frechen Heinrich Heine« – von ihm wird gewißlich Klaus Briegleb sprechen, Heines kluger Editor, der wie kaum ein anderer berufen ist, über beide Cousins zu sprechen, den nach Paris emigrierten Dichter und seinen einst aus Berlin, aus der Chausseestraße vertriebenen Verwandten, weil Briegleb zugleich grundsolide ediert und anregend provoziert, den beiden Cousins darin im Geiste nah. Den beiden frechen Cousins – zwei wunderbar renitenten, widerständigen Studenten dieser Universität, gerade so

frech, rebellisch und renitent, wie sich vor zweihundert Jahren die Gründer dieser Universität ihre Studenten (und die Professoren) wünschten. Lichte, bunte, sommerliche Augenblicke mitten in »Deutschland, ein Wintermärchen«. Und bei solchen prächtigen Studenten verbietet sich, meine Damen und Herren, eigentlich die neugierige Frage, ob der Student von damals und der Ehrendoktor von heute wohl noch dasselbe denken über Welt und Leben – nur wer vor den stets gleichen Adlern auf der Weidendammer Brücke, »da, wo die Friedrichstraße sacht/ Den Schritt über das Wasser macht«, nicht immer dasselbe denkt und dichtet, nur wer sich ändert, bleibt sich treu.

Lieber Herr Biermann, natürlich sind wir heute alle bewegt, wenn nach fünfundvierzig Jahren ein Student dieser Universität endlich sein Diplom ausgehändigt bekommt – wie sollte das auch anders sein, wenn das Märchen einmal wahr wird und die Lumpen einmal nicht triumphieren in dieser Welt, in der sie so oft und so laut triumphieren. »Warte nicht auf bess're Zeiten«. Mich hat am stärksten die Formulierung bewegt, mit der Sie jüngst beschrieben, was wir, was die Humboldt-Universität empfindet, wenn Sie Ihnen dieses Diplom überreicht: »Dieser formelle Akt wird nun, immerhin 45 Jahre später, mit einem traurigen Augenzwinkern nachgeholt«. Verliebte zwinkern sich zu, natürlich auch die Renitenten, Widerständler und Rebellen, verschwörerisch ist das Augenzwinkern. Manchmal auch einfach nur unbewußt. Und wer krank ist, zwinkert mit den Augen. Ja, und wohl eben auch die, die traurig sind über das Unrecht, erschüttert sind von den Ausmaß der Verwicklung ins Unrecht an dieser Universität – die zwinkern mit dem Augen, weil sie den Lumpen doch noch einmal ein Schnippchen schlagen können. Mehr ist's nicht. Ein Schnippchen. Trauer bleibt. Aber ein Schnippchen, das ist es immerhin. Ein Schnippchen in einer Gesellschaft, in der für viele nur das Schnäppchen zählt. »bat ich lang' das schöne störrige Adamsrippchen, / mir zu einem kusz einmal zu leihn ihr lippchen. / als ich wiederholentlich gebeten hatte, / gab sie erstlich statt des kusses mir ein schnippchen«. Also, meine Damen und Herren: Es kommt darauf an – kömmt es darauf an, um die Anspielung auf den Berliner Studenten der Rechtswissenschaften noch etwas deutlicher zu machen –, den Lumpen ein

Schnippchen zu schlagen, mit Zeigefinger und Daumen. Und dabei mit den Augenbrauen mindestens ein klein wenig renitent zu zwinkern. Und das tun wir jetzt, wenn wir Wolf Biermann mit erheblicher Verspätung sein Diplom überreichen und zum Ausgleich für die lange Wartezeit auch gleich noch den nächsten akademischen Grad verleihen, der gewöhnlich auf das Diplom folgt. Vielen Dank für ihre Geduld.

2009

VERLEIHUNG DER EHRENDOKTORWÜRDE AN GERHARD ERTL

Es war mitten bei der Abfassung von irgendeinem der großen Förderanträge, die unsere Humboldt-Universität in den letzten Jahren bei den vielen Wettbewerben auf nationaler und internationaler Ebene gestellt hat. Da tadelte mich ein von mir als Wissenschaftler wie Mensch sehr geschätzter Kollege – und er tadelte mich zu Recht. Denn er wies mich darauf hin, daß ich im Text eben dieses Antrags die Katalyse vergessen hatte. Sein Tadel fiel vergleichsweise milde aus, weil er das Ausmaß präsidialen Nichtwissens freundlich unterschätzt hatte. Hier und heute kann ich das zugeben: Ich hatte nicht nur hingenommen, daß die Forschungen zur Katalyse in der Beschreibung der Berliner Forschungslandschaft, die sich im Antrag fand, nicht ausreichend berücksichtigt waren – nein, dem Geisteswissenschaftler im Präsidentenamt war die Bedeutung der Berliner Forschungen zur Katalyse damals allenfalls in Ansätzen bekannt – schandbarerweise, wie ich im Rückblick gern ehrlich zugeben möchte. Ein halbwegs naturwissenschaftlich interessierter Historiker und Theologe verfolgt selbstverständlich, was in der physikalischen Kosmologie geschieht, natürlich interessiert ihn brennend, was die Evolutionsbiologie und die Gentechnik über den Aufbau und die Entwicklung des Lebens zu sagen haben – aber, ich muß das so ehrlich sagen, ich jedenfalls wußte zu Beginn meiner Amtszeit nicht, welche ungeheuere Bedeutung für mein Leben, ja für unser aller Leben Katalysatoren haben und welche ungeheuere Bedeutung dann insbesondere Ihre Grundlagenforschungen zur Oberflächenchemie, lieber Herr Kollege Ertl, haben. Mir scheint aber, wenn ich das so ehrlich sagen darf, daß ich mit meiner beklagenswerten ignorantia nicht allein stehe – gerade in Zeiten, in denen immer wieder die Inter- oder gar Transdisziplinarität beschworen werden, sind die faktischen Kenntnisse von Geisteswissenschaftlern über Naturwissenschaften leider häufig auf die wenigen besonders paßförmigen, besonders öffentlichkeitswirksamen, den eigenen Fächern besonders nahen Formen von Naturwissenschaften beschränkt: Wenn ein kluger Neurologe öffentlichkeitswirksam den freien Willen abzuschaffen versucht, dann interessiert das Viele, weil alle wissen, daß sie das unmittelbar betrifft, allzumal, wenn der betreffende Kollege seine Forschungen für Geisteswissenschaftler munter zuspitzt und vor ihnen so redet, wie er vor Seinesgleichen niemals



sprechen würde. Ein nicht zu unterschätzender Vorteil der großen Ehrung der Schwedischen Akademie, die Sie, lieber Herr Kollege Ertl, bekommen haben, ist, daß die Bedeutung der Katalyseforschung nun einer deutlich breiteren wissenschaftlichen und sogar nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeit einsichtig geworden ist, und unter dieser findet sich eben auch der Präsident derjenigen Berliner Universität, deren eine Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät Ihnen heute einen Ehrendoktor verleiht. Praktisch kein Artikel zu dem Stockholmer Festakt enthält nicht einen mehr oder weniger langen Abschnitt zur Katalyseforschung.

Für einen Universitätspräsidenten sind Ihre Forschungen aber nicht nur deswegen bedeutend, weil er deswegen besser versteht – wie es in einem Zeitungsartikel so schön hieß –, warum das Eisen rostet und die Ozonschicht zerstört wird. Sie sind auch deswegen so wichtig, weil wir von Ihnen etwas für die Art lernen können, wie Wissenschaft in Berlin betrieben werden sollte. Wenn ich recht sehe, liegt es nicht zuletzt auch an Ihnen, daß die Berliner Katalyseforschung nicht auf konkurrierende Institutionen verteilt und dadurch geschwächt ist. Nach meinem Eindruck fehlen auf Ihrem Gebiet die üblichen und unerträglichen Berliner institutionellen Eifersüchteleien – als wir die gemeinsame Ausstellung der Berliner Wissenschaft zum dreihundertfünfzigjährigen Jubiläum der Staatsbibliothek, zum dreihundertjährigen Jubiläum der Charité und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und zum zweihundertjährigen Jubiläum der Humboldt-Universität und zum hundertjährigen Jubiläum der Max-Planck-Gesellschaft vorzubereiten begannen, forderte einer meiner Kollegen gleich mal »hundert Quadratmeter« für seine Institution vorab. In einem Interview haben Sie an Berlin einmal die liberale Atmosphäre gelobt und kritische Worte über Dummheit und Bürokratie verloren – die Liberalität, mit der Sie allen Berliner Universitäten Ergebnisse Ihrer Forschung zur Verfügung gestellt haben und die institutionentranszendierende Lebenswürdigkeit Ihrer Person sollte uns allen ein Vorbild sein, denn die einzelnen Institutionen gewinnen doch dadurch nur und verlieren nichts.

Ein berühmter Theologe des vergangenen Jahrhunderts hat immer wieder darauf hingewiesen, daß er sich zwar sicher sei, daß im Himmel Bach mu-

siziert werde, aber eigentlich doch viel mehr darauf hoffe, daß dort auch Mozart gespielt werde. Sie haben einmal gesagt, daß Sie auf eine einsame Insel Mozarts gesammelte Partituren mitnehmen wollten. Eine solche Antwort verrät schon mehr als Liebhaberei, denn eine Partitur muß fachmännisch gelesen werden, sonst entsteht kein Eindruck von Musik. Jetzt könnte ich lange darüber grübeln, lieber Herr Kollege Ertl, wie Musik und Naturwissenschaft zusammenhängen, und berühmte Vorbilder bemühen – nicht zuletzt aus der Schar der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gesellschafts- und Max-Planck-Gesellschafts-Direktoren und Präsidenten. Ich könnte wohl auch darüber grübeln, ob es nicht – wie der erwähnte Theologe gern sagte – schnurgerade Zusammenhänge zwischen Ihrer Liberalitas und der Musik Mozarts gibt. Aber auch dafür bin ich kein Fachmann, sondern nur schon etwas länger begeistert als für die Katalyse, für die Sie und andere Berliner Forscher mich interessiert und neugierig gemacht haben. Für heute will ich Ihnen nur danken für eben diese Liberalitas gegenüber den Wissenschaftlern so verschiedener Organisationen, insbesondere aber für all' das, was Sie für unsere zweihundertjährige Humboldt-Universität getan haben und dafür, daß Sie ein lebendiges Beispiel dafür geben, daß ohne feinsinnigen Humor die Energie, die per aspera ad astra trägt, nicht aufgebracht oder bewahrt werden kann. Und ich freue mich auf neue Einsichten zu einem Feld, das nie mehr in einem Antrag fehlen wird, den ich zeichne. Vielen Dank für Ihre Geduld!

70. GEBURTSTAG VON HEINRICH AUGUST WINKLER

Ob es an der Humboldt-Universität zu Berlin eine institutionelle Nachfolge der großen Historiker des preußischen Staates an der Friedrich-Wilhelms-Universität gibt, ja, darüber können Juristen klug streiten und manche Journalisten trefflich berichten. Wir alle hier wissen nur zu gut, welche garstigen breiten Gräben Leopold von Ranke, Heinrich von Treitschke und Hans Delbrück von Heinrich August Winkler trennen, und können deswegen umso munterer über die geheimen Linien philosophieren, die von den Staatshistorikern eines untergegangenen und doch so präsenten Staates auf den Historiker der am Ende aller Sonderwege angekommenen Bundesrepublik führen. Natürlich: Man hätte sich nicht vorstellen können, daß Heinrich von Treitschke gemeinsam mit einem französischen Kardinal und konvertierten Pariser Juden über Europas Lernwege im Umgang miteinander nachgedacht hätte – aber besaß nicht schon Ranke eine jedenfalls für seine Zeit beeindruckende europäische Orientierung? Natürlich denken wir beim Stichwort »westliche Wertegemeinschaft« nicht zuallererst an den großen Historiker aus Wiehe an der Unstrut und schon gar nicht an seinen Lehrstuhlnachfolger; aber Hans Delbrück jedenfalls vertrat – wie das in einem Lexikon so schön heißt – mit der Zeit auch sozialdemokratische Positionen und stand, *horribile dictu*, dem Kathedersozialismus nahe, obwohl er bei liberal-konservativen Ansichten begonnen hatte.

Die Anspielungen mögen ausreichen, sie müssen ausreichen – denn ich bin schließlich kein Fachhistoriker des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts im eigentlichen Sinne, selbst wenn ich mich sehr gelegentlich über die Wissenschaftspolitik von Theologieprofessoren und die Frömmigkeit von Monarchen äußere. Mir ging es mit meinen Bemerkungen nur darum, Heinrich August Winkler nicht nur in die kurze Nachwendegeschichte unserer Universität einzuzeichnen, in die schwierigen Jahre unmittelbar nach 1991, als er sich kaum zu überschätzende und auch kaum zu vergeltende Verdienste um den Wiederaufbau der alma mater Berolinensis erworben hat. Sondern mir ging es darum, daß ich – je länger ich ihn kenne und beobachte – desto lieber in eine Tradition einordne, die sich durch den beständigen Wandel auszeichnet, da reicht es ja, eben die Namen Treitschke und Delbrück auszusprechen.

Nun gibt es noch eine zweite Traditionslinie in Werk und Person Heinrich August Winklers, über die ich heute kurz sprechen möchte, die einer gleichfalls auf den ersten Blick untergegangenen Landschaft wie Stadt – ich meine natürlich Königsberg in Ostpreußen, eine – wie vor einiger Zeit ein Kollege titelte – »Weltbürgerrepublik«, herrlich falsch und doch, wenn wir auf Winkler blicken, herrlich richtig zugleich. Auch hier gibt es eine heute einschlägige Traditionslinie, natürlich nicht nur von Historikern, von Hans Rothfels über Theodor Schieder zu Heinrich August Winkler, sondern eine spezifisch protestantische Form von Aufklärung, die bis in den wissenschaftlichen Stil hinein prägend war und prägte, nüchtern, präzise – und das ganz unabhängig davon, ob sie nun in Riga, Sankt Petersburg, Leipzig, Westberlin oder Berlin-Mitte gepflegt wurde und Gott sei Dank weiter gepflegt wird. Sie ahnen, daß es den Theologen fast noch mehr reizen würde, über diese Traditionslinie protestantischer Aufklärung in den Wissenschaften nachzudenken, zu räsonieren, wie ich in der ihr eigenen Sprachtradition sagen könnte – allein, auch hier muß ich es bei der Andeutung belassen, daß Sie, lieber Herr Winkler, diese Tradition mit anderen nach 1991 an die Humboldt-Universität zurückgebracht haben und damit vielleicht auch, wenn ich das so pathetisch sagen darf, vor dem Untergang in der postmodernen Beliebigkeit und in den kulturwissenschaftlichen Sprachspielen bewahrt haben. Wie dem auch immer sei: Die Humboldt-Universität und zuvörderst deren Präsident verneigen sich vor Ihnen. Und: Wir freuen uns unbändig, daß Sie uns in losem chronologischen Zusammenhang zu Ihrem Geburtstag so reich beschenken wollen.

ABSCHIEDSVORLESUNG VON RICHARD SCHRÖDER

»Da weiß man gleich, wo man ist« – mit diesen Worten endet ein Artikel von Richard Schröder über die Feuerbachthese im Hauptgebäude der Humboldt-Universität: »Da weiß man gleich, wo man ist«. Der ebenso vergnügliche wie für seinen Autor charakteristische Artikel demonstriert zunächst die erheblichen philosophischen Probleme dieser angeschlagenen These – und zwar durch einen schlichten Ersetzungsvorgang: »Die Meteorologen haben das Wetter nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, es zu ändern«. Am Beispiel des Wetters argumentiert Schröder, daß es doch wenig sinnvoll sei, thetisch eine Alternative von Verstehen und Verändern zu behaupten, schon gar nicht als Philosoph, dem es um das Verstehen gehen müsse. Der nämliche Artikel schließt dann mit der Frage, ob man die (im Übrigen denkmalgeschützte) Feuerbachthese entfernen solle und kommt zum Schluß, dies besser nicht zu tun – »da weiß man gleich, wo man ist«.

Mit den nämlichen Worten – »da weiß man gleich, wo man ist« – schließt freilich nicht nur ein für Richard Schröders ebenso streng logisches, äußerst präzises wie um Pointen nie verlegenes Denken sehr charakteristischer Artikel. Mir scheint, daß diese sieben Worte auch als Überschrift für sein ganzes Œuvre wie Wirken genommen werden können: »Die wichtigsten Irrtümer über die deutsche Einheit« – auch da weiß man gleich, wo man ist: Die These, die widerlegt wird, steht bereits im Inhaltsverzeichnis, gern werden nach ihrer Explikation »schlichte Tatsachen« zur Widerlegung der verbreiteten und doch falschen These bemüht, eben echt Schröder. Das könnte ich nun an vielen Texten explizieren, an Zeitungsartikeln, öffentlichen Vorträgen, Buchveröffentlichungen – man merkt dem Autor des Bandes »Abschaffung der Religion? Wissenschaftlicher Fanatismus und die Folgen« an, daß er seine Erfahrungen mit einem sogenannten »wissenschaftlichen Atheismus« bereits vor längerer Zeit gemacht hat und weiß, wo sich Fanatismus wissenschaftlich maskiert, und man weiß eben doch gleich, wo man ist.

Meine erste, literarische Begegnung mit Richard Schröder liegt lange zurück. Ich studierte in Marburg und benutzte ein Kompendium der »lutherischen Dogmatik zwischen Reformation und Aufklärung«, das mir nicht recht gefiel. Da las ich eine Rezension eines mir gänzlich unbekannten Richard

Schröder aus dem Jahre 1971 – wenn ich recht sehe, damals Student am katechetischen Oberseminar in Naumburg –, die eine sorgfältige Prüfung der zwei Bände des Kompendiums enthielt, das anhand der Quellentexte gewogen und für viel zu leicht befunden wurde, da wurden meine Bedenken ebenfalls artikuliert, und jener Naumburger Student wußte doch ungleich viel mehr als sein Marburger Kollege. Übrigens wurde das fragmentarische, zweibändige Werk des Kompendiums der lutherischen Dogmatik nach der Rezension Schröders nicht fortgesetzt, und es war wohl auch nicht schade darum.

»Da weiß man gleich, wo man ist«: Dieser Satz Richard Schröders gilt auch und vielleicht gerade, wenn es um »Denken im Zwielicht« geht, um freies Denken, dem es aus vielerlei Gründen schwer gemacht wurde in einem totalitären Staat; man kann das im gleichnamigen Band aus dem Jahre 1990 und seinen klugen Texten zur Kirche im Sozialismus und zum christlich-marxistischen Dialog studieren; wenn in diesen Wochen die letzten Kollegen von den kirchlichen Hochschulen der alten DDR emeritiert werden, tut es uns jungen Kollegen aus dem Westen, denen das freie Wort so vollkommen selbstverständlich ist, gut, daran zu erinnern, daß der Ort jenes freien Wortes viel weniger die Staatsfakultäten waren als eben jene kleinen, aber feinen Hochschulen in der Borsigstraße, in Leipzig und eben in Naumburg, die nach der Wende so vergleichsweise leicht abgewickelt worden sind. In der freien Atmosphäre dieser Ausbildungseinrichtungen ist Richard Schröder aufgewachsen, und es bleibt, verehrte Kolleginnen und Kollegen, unsere Aufgabe, nach seiner Emeritierung den Geist dieser Ausbildungseinrichtungen zu bewahren und nicht einfach in der zweihundertjährigen Geschichte dieser Fakultät untergehen zu lassen – dazu ist auch viel zu banal und viel zu schrecklich, was sich mit Namen von Professoren der Theologischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität und der Humboldt-Universität verbindet.

»Da weiß man gleich, wo man ist« – ursprünglich bezieht sich dieser Satz ja auf die Humboldt-Universität, und darüber sollte ihr gegenwärtiger Präsident nun wenigstens noch ein paar Sätze verlieren. Richard Schröder hat nicht nur seit 1991 an der Humboldt-Universität gelehrt, er hat auf verschiedensten Gebieten für die Freiheit von Lehre und Forschung an dieser Universität gestritten,





1998 bis 2000 als Vizepräsident und geschäftsführender Präsident Verantwortung in nicht einfacher Zeit getragen und zuletzt als Konzilsvorsitzender durch seine ebenso konzise wie humorige Sitzungsleitung viele beeindruckt. Wenn wir Jüngeren uns einmal klarmachen, daß von bestimmten Alt- und Neukadern eigens die Verfassung der Universität geändert wurde, um einen Rektor Schröder zu verhindern und eine universitätsfremde Präsidentin zu installieren, dann ahnen wir auch die bitteren Hintergründe, die hinter dem auf den ersten Blick so amüsanten Satz »Da weiß man gleich, wo man ist« stecken. Vor einiger Zeit las ich einen der gehässigen Zeitungsartikel, mit denen ein von Schröder inauguriertes Reformprojekt für die Humboldt-Universität und die Einstellung eines klugen Mitarbeiters kommentiert wurde; die Tatsache einer freien Presse garantiert noch keine wahrheitsgemäße Berichterstattung, auch im neuen Deutschland gibt es ein Neues Deutschland. »Da weiß man gleich, wo man ist«: Diese Worte könnten sehr bitter, sehr resigniert klingen, und wahrscheinlich gehört der Satz, daß die Humboldt-Universität nach 1990 komplett gewendet und erneuert wurde, auch zu den Irrtümern über die deutsche Einheit. Ich habe Richard Schröder aber nie bitter oder resigniert erlebt; wahre Aufklärer, wie er ganz gewiß einer ist, vertrauen fröhlich auf die Kraft des Argumentes und streiten unverdrossen für die Wahrheit. Nicht zuletzt dafür, lieber Richard Schröder, ist Ihnen die Humboldt-Universität zu Berlin sehr tief dankbar, mindestens ein guter Teil ihrer Professorenschaft und ihrer Mitarbeiter, ganz gewiß ich selbst, der ich nicht dort wäre, wo ich bin, wenn Sie nicht dort und anderswo gegessen hätten.

Einen letzten Punkt muß ich noch ansprechen, wenn ich schon unter der Überschrift »Da weiß man gleich, wo man ist« spreche. Den Starkstromrasenmäher. Das Tischfeuerwerk. Das könnte man ja auch für schlichtes Überlebenshandwerk aus der alten DDR halten. Den Versuch, sich selbst zu basteln, was die Versorgung wieder einmal nicht liefern kann – ein Volk von Heimwerkern zwischen Bodden und Erzgebirge. Aber mir scheint, diese Erklärung greift zu kurz. Auch bei der Erklärung des Falls Galilei geben Sie sich nicht mit den vorgefertigten Teilen zufrieden, auch nicht, wenn die nun via Internet und Google Books so unendlich viel leichter zugänglich sind als in den leeren Regal-

len von Konsum und unwirschen Zurückweisungen bei PGH. Sie – und das ist nun gewiß nicht abwertend gemeint – basteln sich Ihre ganz eigene, unmittelbar von der Sache her entwickelte Lösung, die in ihrer argumentativen Klarheit verblüfft und erfreut, die schlicht ist, weil die Wahrheit einfach ist.

Großen Lobeshymnen, lieber Richard Schröder, mißtrauen Sie. Und Sie mögen es, so denke ich, lieber, daß wir diese Ideale klarer Argumentation und unerschrockenen Eintretens für die Wahrheit hier im Hause und in der ganzen Universität hochhalten, als daß ich jetzt mit hehren Worten feststelle, daß Sie sich um diese Universität verdient gemacht haben. Um klare Argumentation und unerschrockenes Eintreten für die Wahrheit wollen wir uns hier bemühen – und dürfen Sie vielleicht im Gegenzug bitten, uns noch möglichst lange weiter zu erfreuen mit klugen Zwischenrufen zu Geistesgeschichte und Geistesgegenwart, kurz: mit Ihren wunderbaren Hinweisen auf Gottes Klarheiten weiterzuhelfen, die sein helles Licht in unsere Finsternisse bringen.

ABSCHIEDSVORLESUNG VON ERICH THIES

Kann man, verehrter, lieber Herr Thies, jemanden realiter aus einem Amt verabschieden, das er überhaupt nur virtualiter besetzt hat? Am 23. Juni 1992 hat der Senator Manfred Ehrhardt seinen Staatssekretär Erich Thies auf eine Professur für Philosophie und Pädagogik im damaligen Fachbereich Erziehungswissenschaften dieser Universität berufen und im Berufungsschreiben formaliter darauf hingewiesen, daß die eigenen Mitarbeiter für Rückfragen und Gespräche zur Verfügung stehen – Telefonnummer 3032-393 oder 343, vermutlich waren diese Nummern ohnehin eingespeichert im Thies'schen Telefon in der Senatsverwaltung. Die Verhandlungen wurden von beiden Seiten mit Energie, Präzision und Tempo geführt – der Ruf datiert, wie gesagt, auf den 23. Juni 1992, Ihre Rufannahme auf den 9. Dezember 1993, die Ernennung auf den 29. Dezember 1993, nachdem im Monat Dezember noch allerlei hektische Aktivitäten im Blick auf das Landesbeamtengesetz des Landes Berlin erforderlich wurden und die rechtzeitige Ernennung vielen bereits unmöglich schien.

60 Blatt Schriftverkehr und anderthalb Jahre Verhandlungen – da bleibt einem natürlich das Wort virtualiter im Halse stecken. Formaliter, ja gewiß und realiter eben auch, Universitätspräsidentin, Kanzler, Sekretärinnen, Personalkommission, Referatsleiter, Dekan und so weiter und so fort. Und alle Verhandlungen waren ja nicht zum Schein oder gar zum Scherz geführt worden. Am 7. Juni 1995 schrieb der Kanzler mit leicht besorgtem Unterton an die Senatsverwaltung: »Herr Professor Thies hat wegen seiner Tätigkeit als Staatssekretär im Einvernehmen aller Beteiligten bisher den Dienst nicht angetreten. ... Auf der anderen Seite kann nicht ausgeschlossen werden, daß nach der Wahl zum Abgeordnetenhaus im Oktober dieses Jahres eine Situation eintritt, die zu einem raschen Dienstantritt von Herrn Professor Thies an der Humboldt-Universität führen könnte«. Der offenbar hüben wie drüben befürchtete, vielleicht auch erhoffte Fall trat nicht ein, trat auch nicht ein, als Erich Thies 1998 als Staatssekretär in Berlin ausschied und kurzzeitig hier im Hause horribile dictu erwogen wurde, ihn zu entlassen und seines Professorentitels zu berauben, eine Idee, die glücklicherweise rasch vom Tisch gewischt wurde.

»Als ehemaliger Planungsbeauftragter für den Fachbereich Erziehungswissenschaften und kommissarischer Dekan dieses Fachbereichs fühle ich

mich mit der Humboldt-Universität zu Berlin nach wie vor besonders verbunden und möchte diese Nähe auch künftig aufrechterhalten« – so, lieber Herr Thies, haben Sie beim Antritt Ihrer Aufgabe in der Kultusministerkonferenz Ihre Bitte begründet, weiter beurlaubter Professor dieser Universität zu bleiben. Und nicht nur hat der damalige Dekan der dem Fachbereich nachfolgenden Fakultät, Kollege Tenorth, diese Begründung einleuchtend genannt – nein, ich kann als Präsident dieser Universität bezeugen, daß Sie diese Nähe nie nur virtualiter oder formaliter ausgeübt haben – nein, ich und viele andere hier im Hause konnten Sie um Rat fragen und haben ihn stets prompt, zuverlässig und von hoher sachlicher Qualität erhalten. Lange nach der Zeit, in der Sie im Zuge einer »Aufbauhilfe im Beitrittsgebiet« von der Pädagogischen Hochschule Heidelberg an die Humboldt-Universität abgeordnet wurden, April 1991ff., lange nach Ihrem so eindrücklichen Berufungsvorschlag für ein ganzes neues erziehungswissenschaftliches Institut vom 12. Juli 1991, nein, auch gerade in den nicht einfachen letzten vier, fünf Jahren – von dieser Ihrer hilfreichen Nähe können manche hier im Saal dankbare Kunde geben. Und diese tätige Nähe, lieber Herr Thies, allein verdient es, daß Ihnen diese Universität zum definitiven Ende Ihrer Professur eine feierliche Abschiedszeremonie organisiert und die betreffende Urkunde nicht einfach auf dem Postwege zustellt.

»Für Ihre Tätigkeit«, so schließt einer meiner Vorgänger sein Beurlaubungsschreiben, »wünsche ich Ihnen Befriedigung und viel Erfolg, den das deutsche Bildungswesen bitter nötig hat«; ein überraschend informeller Gruß am Ende eines ganz und gar formalen Schreibens. Dahinter wollte ich nicht zurückstehen; Erfolg war Ihnen in beiden Tätigkeiten, für die diese Universität Sie beurlaubt hat, reichlich vergönnt, und diese Alma Mater hat von ihrem Erfolg profitiert, realiter, nicht nur virtualiter. Entsprechend ungern verabschieden wir Sie aus der Professur; die Lektüre der Akten macht Appetit, mit Ihnen demnächst Verhandlungen über eine virtuelle Seniorprofessur zu beginnen.

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT UND HUMBOLDT-UNIVERSITÄT: ZUR NEUBENENNUNG DER BERLINER UNIVERSITÄT VOR 60 JAHREN

Die zweihundertjährige Geschichte dieser Universität ist reich an Schönerem, auf das man billigerweise stolz sein kann, aber leider auch reich an Schrecklichem, das einem die Schamröte ins Gesicht treiben muß. Ich habe die besondere Ambivalenz der Geschichte dieses Hauses sehr schnell nach meiner Amtsübernahme Anfang Januar 2006 begreifen müssen – am 4. Februar jenes Jahres feierten wir hier im Senatssaal den hundertsten Geburtstag von Dietrich Bonhoeffer. Bonhoeffer studierte aber nicht nur seit 1924 an der Friedrich-Wilhelms-Universität, wurde durch ihre großen Kirchenhistoriker Adolf von Harnack und Karl Holl geprägt, innerhalb kürzester Zeit promoviert und habilitiert, nein, er wurde auch aus der Mitte der Theologischen Fakultät und damit dieser Universität 1936 um seine Privatdozentur gebracht. Einer der Chefarchitekten der nationalsozialistischen Politik gegenüber den Theologischen Fakultäten, der Kirchenhistoriker Erich Seeberg, war nach allem, was wir wissen, auch der Hauptverantwortliche für die Aberkennung der Privatdozentur Bonhoeffers. An jenem Tage, an dem die Theologische Fakultät im Februar 2006 gemeinsam mit vielen Gästen aus dem In- und Ausland ihren Absolventen Dietrich Bonhoeffer feierte, war also zugleich der Schande dieser Universität zu gedenken – an ihre Verwicklung in zwei deutsche Diktaturen ebenso zu erinnern wie an das Leid, das durch diese Universität im zwanzigsten Jahrhundert über Menschen gebracht worden ist. Dabei möchte ich nicht mißverstanden werden: Wir wissen alle, daß der Vergleich der beiden politischen Systeme, in deren Kontext diese Universität nach 1933 lebte, ein diffiziles Geschäft der historischen wie politischen Wissenschaften ist und neben Parallelen auch von Unterschieden zu reden ist; aber heute erinnern wir anläßlich der Vergabe des neuen Namens für diese Universität im Februar 1949 auch an die Vertreibung von Studierenden dieser Universität, die für die Freiheit des Wortes und demokratische Rechte eintraten, und diese Vertreibung der Demokraten gehört jedenfalls ungeachtet aller Unterschiede zu den Parallelen der Systeme vor und nach 1945.

Als ich kurz nach meinem Amtsantritt im Februar 2006 so unmittelbar mit der tief ambivalenten Geschichte dieser Universität im zwanzigsten Jahrhundert konfrontiert wurde, tiefer, als dies ein Historiker des antiken Christen-

tums gewöhnlich wird, beschloß ich, bei feierlichen Anlässen im Unterschied zu meinen Vorgängern die alte Rektoratskette der Friedrich-Wilhelms-Universität zu tragen, die ich auch heute trage – 1817 hat sie jener König, der die Universität stiftete und dessen Namen sie von 1828 bis 1946 trug, dem Rektor Philipp Konrad Marheineke überreicht, Friedrich Wilhelm III., der Ehemann der Königin Luise und Stifter der preußischen Kirchenunion zwischen Lutheranern und Reformierten. Dieser Schritt fand öffentliche Aufmerksamkeit, nicht nur deswegen, weil auch an der Dahlemer Nachbaruniversität dieses Zeichen akademischer Souveränität (bekanntlich tragen sonst nur Stadtoberhäupter und Akademiepräsidenten solche Amtsketten) aus dem Archiv geholt worden war, in das es deren Vizepräsident Uwe Wesel in den Jahren nach 1969 getragen hatte. Nein, in der gelegentlich das Komödiantische streifenden Berliner Diskussion über die Frage, wer wohl der rechte Traditionsnachfolger der alten Friedrich-Wilhelms-Universität sei und beispielsweise deren Nobelpreisträger beanspruchen dürfe, schien das Tragen der alten Amtskette der Rektoren dieser Universität auch wieder nur einen mehr oder weniger überzeugenden Schachzug im politischen Spiel um unübersehbare Ansprüche auf Kontinuität zu markieren.

Inzwischen sind drei Jahren vergangen und es ist hoffentlich deutlich geworden, daß mindestens diese Universität nicht einfach nur die hellen Lichtseiten ihrer Geschichte beansprucht, die Fama, die die beiden Brüder Humboldt und ihre jeweils spezifischen Impulse für eine Bildungs- und Universitätsreform umgibt, die unvergleichlich große Zahl von Nobelpreisträgern und anderen prominenten Lehrenden wie Studierenden – nein, wer die Kette der alten Friedrich-Wilhelms-Universität trägt, trägt auch mit an der Bürde, an den dunklen Schattenseiten dieser Institution, an der Vertreibung und Ermordung ihrer Dozenten wie Studenten, an der in diesem Haus geplanten und vorbereiteten Bücherverbrennung des Jahres 1933 und an dem, was hier im Rahmen des nationalsozialistischen Terrorstaats geforscht und gelehrt wurde, ich nenne nur den Generalplan Ost.

Nach 1945 hofften viele, es werde nun, nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft, eine neue Epoche des Glanzes der Berliner Universität Unter den Linden anbrechen, und das kurze Rektorat des Pädagogen Eduard

Spranger, der unter den Nationalsozialisten zeitweilig im Gefängnis gesessen hatte, schien nach 1945 diese Möglichkeit auch zu bieten. Wir alle und vor allem einige Gäste unter uns wissen, wie schnell diese Möglichkeit wieder zerronnen war und wie schnell diese Universität zum bloßen Teil eines Gesamtplans der Übernahme des Staates und seiner Bildungsinstitutionen wurde, den in Moskau eine Gruppe entworfen hatte und nun unerbittlich umsetzte. Wieder möchte ich nicht mißverstanden werden: Die seit Februar 1949 Humboldt-Universität genannte Berliner Universität war nicht nur die Kaderschmiede der Diktatur einer Partei, sie hatte wie jede Einrichtung in einem undemokratischen System ihre Nischen der Freiheit, ihre Inseln der Renitenz, gelegentlich sogar vor den Türen der Kreisparteileitung, die es in diesem Hause wie in der Akademie der Wissenschaften gab. Aber die hier und heute anwesenden Studierenden des Jahres 1948 / 1949 können bezeugen, daß ein freies Studium hier zunehmend unmöglich gemacht wurde und haben daher zu nicht geringem Teil diese Universität verlassen; deswegen sind wir tief dankbar dafür, daß sie heute wieder unsere Gäste sind und mit uns gemeinsam an diese Zeit erinnern wollen: Als Erbe der alten Friedrich-Wilhelms-Universität darf sich nur stilisieren, wer auch die schrecklichen Züge ihrer Geschichte zu übernehmen bereit ist und sich dieser geschichtlichen Verantwortung stellt.

In meinem Besitz befindet sich das signierte Exemplar Nummer 250 der Gründungsfeier der Freien Universität Berlin vom 4. Dezember 1948. Wenn ausweislich dieser Dokumentation der, wie es im Text heißt, »erwählte Oberbürgermeister von Berlin«, Ernst Reuter, erklärt, er wolle gemeinsam mit dem Rektor Friedrich Meinecke und Senat wie Kuratorium der neuen Universität »alles tun, um diese neue Alma mater zu dem zu machen, was uns vorschwebt, zu einer wirklichen Universitas, zu einer wirklichen Stätte der Wissenschaft, der Lehre und der Ausbildung junger Menschen« (S. 11), dann sind solche Formulierungen natürlich von der Sorge getragen, daß all' dies an der Universität Unter den Linden nun bald nicht mehr möglich sein wird. Aber Reuters und übrigens auch Friedrich Meineckes während der Feier aufgrund seines Gesundheitszustandes im Radio übertragene Worte sind von aller Rhetorik des Kalten Krieges frei – eine Festschrift zum Jubiläum der Friedrich-Wilhelms-

Universität gibt die Freie Universität auf Bitten der Westdeutschen Rektorenkonferenz erst viele Jahre später heraus. 1948 bezeichnet sie sich noch sehr bescheiden als Neugründung, und Reuter dankt den Studenten, die »diese Universität eigentlich geschaffen« haben (S. 12). Er mahnt sie allerdings auch, nicht den Weg zu gehen, »den so viele unserer führenden Männer der Wissenschaft in den vergangenen Jahren gegangen sind« (S. 17) – wer in Ankara im Exil lebte, wußte nur zu gut von der Verstrickung der deutschen Universität in den nationalsozialistischen Unrechtsstaat; wenn er davon sprach, daß die Völker der Welt sich erhoben hätten, »um die Freiheit der Welt zu sichern« (S. 15), war das kein hohles Pathos mit durchsichtiger politischer Abzweckung. Ernst Reuter bekannte sich zu den Überzeugungen, »die wir übernommen haben aus dem Erbe der christlichen Ideen, und die in dem einen Wort ›echte und wirklich Humanitas‹ sich zusammenfassen lassen« (S. 17), ebenso übrigens Edwin Redslob, der als geschäftsführender Rektor nach Meinecke das Wort ergriff (S. 23). Der aus Baden stammende Kommunist Paul Wandel, damals Präsident der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung und ab 1949 für etwa ein Jahr erster Minister für Volksbildung und Jugend der DDR, verlieh kurz nach der feierlichen Eröffnung der Freien Universität der Universität Unter den Linden »entsprechend dem Antrage des Rektors und des Senats ... den Namen Humboldt-Universität« und sah in diesem Namen auch ein Bekenntnis zur »gemeinsamen Gesinnung der Humanität und der Völkervereinigung«.

Wenn man auf die Geschichte der beiden Berliner Universitäten, der Freien und der Humboldt-Universität blickt, dann wird deutlich: Freiheit läßt sich schnell proklamieren und ist ein schnell gesagtes Wort. Die Geschichte der deutschen Universität im zwanzigsten Jahrhundert, im Osten wie im Westen, macht deutlich, daß schon allein die so basale Freiheit des Wortes sehr schnell verloren gehen kann und verloren gegangen ist, in Dahlem wie in Berlin-Mitte. Friedrich Meinecke hat, während der Eröffnung der Freien Universität durch den RIAS zugeschaltet, vom Krankenlager aus darauf hingewiesen, daß Freiheit zur Selbstbeschränkung, zur Selbstzucht, »nicht etwa zur Selbstsucht« führe – übrigens ganz ähnlich wie Dietrich Bonhoeffer, der einstige Privatdozent dieser Universität, in seinem Gefängnisgedicht »Stationen auf dem Weg

zur Freiheit« diese Stationen mit der »Zucht« beginnt. Es wäre wunderbar, wenn der Wettstreit zwischen, wie Meinecke sagt, der »alten und der neuen Universität in Berlin« die Komödien-Bühne eines Streites um die Nobelpreisträger und der Debatten über das Alter von Einrichtungen verläßt, eine Debatte, in der alle Beteiligten auch immer nur wie Komödianten agieren können, freiwillig oder unfreiwillig, und sich statt dessen lieber dem gemeinsamen Gedenken an eine Geschichte widmet, die Aufbrüche zu neuer Freiheit ebenso kennt wie Abstürze in den puren Totalitarismus, hüben wie drüben.

Eine der Studentinnen, die 1948 unehrenhaft aus dieser Universität entlassen wurde, die frühere Berliner Bürgermeisterin Hanna-Renate Laurien, wäre gern unter uns gewesen, muß aber selbst eine Gedenkrede in Dresden halten. Zum Abschluß meiner einleitenden Bemerkungen möchte ich verlesen, was sie mir in einem Brief geschrieben hat – eine wunderbare Geschichte, die deutlich macht, wie die 1948 im Berliner Südwesten und 1949 in Berlin-Mitte so gern bemühten Formeln von der Humanitas und der Freiheit ganz konkret interpretiert werden können und, meine Damen und Herren, wir sind uns ja vermutlich einig, daß nur eine solche konkrete Interpretation der hehren Formeln sicherstellt, daß in allen Universitäten der Humboldtschen Tradition und so auch in der originalen Humboldtschen Universität, der einstigen Friedrich-Wilhelms-Universität und heutigen Humboldt-Universität, diese Ideale bewahrt bleiben. Nun also Hanna-Renate Laurien: »Also aus der Humboldt-Universität war ich ›in Unehren‹ entlassen worden, da ich an einer Demo pro FU teilgenommen hatte. Nun kam 1948 die Gründung der FU zustande, und der Bundespräsident Heuß kam zur ersten Immatrikulationsfeier, bei der er 12 Studenten und Studentinnen (ich war eine davon) die Hand geben wollte. Ich besaß nur klumpige RAD-Schuhe, pumpte mir ein Paar elegante Schuhe, stapfte auf den Präsidenten zu, knickte mit dem Fuß um und lag vor ihm auf dem Boden. Oh, dieser Schreck. Doch er beugte sich über mich und sagte lächelnd: ‚Mein Fräulein, so viel Ehrfurcht ist nicht nötig‘. ... Das ist der Unterschied zwischen Demokratie und Diktatur. In der Diktatur wird solche Unterwürfigkeit gefordert, in der Demokratie gilt das Präsidentenwort: so viel Ehrfurcht ist nicht nötig, da ist der Staatsbürger mit aufrechtem Gang gefragt«. Soweit Han-

na-Renate Laurien. Sie schließt ihren Brief mit den Worten: »So grüße ich Sie dankbar«, ja, ich grüße sie alle dankbar, die Studierenden von 1948/1949, die uns heute die Ehre geben, die, die den heutigen Abend geplant haben und mit ihren Beiträgen zieren, vor allem aber unseren Referenten, Herrn Kollegen Hansen, und natürlich Sie, verehrter Klaus Schütz. Seien sie uns alle sehr, sehr herzlich willkommen.

VORSTELLUNG JOACHIM GAUCK

Wohin schaut der Theologe, der den Theologen Joachim Gauck einführen soll? Er schaut nicht in das Internetlexikon Wikipedia, jedenfalls nicht sofort, er schaut nicht auf die Homepage des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR – www.bstu.bund.de –, jedenfalls nicht zuerst, sondern nimmt ein kleines Heftchen zur Hand, das sich zufällig in seinem Besitz befindet: Rostocker Universitätsreden, Neue Folge, Heft 3, Rostock 1999. In diesem unscheinbaren Heft dokumentierte die hochwürdige Theologische Fakultät der Universität Rostock ihren Festakt anlässlich der Verleihung der Würde eines Doktors der Theologie ehrenhalber an Joachim Gauck in der Aula, 20. Januar 1999, 63 Seiten, zu beziehen beim Schriftentausch der Universitätsbibliothek.

Das kleine Heftchen enthält eine Laudatio des Dekans der nämlichen Rostocker Theologischen Fakultät, und dem Kollegen ist der Stolz durchaus auch noch in der schriftlichen Fassung abzuspüren, schließlich wird ein einstiger Student der Fakultät geehrt, der es zu etwas gebracht hat, sein Leben nicht als Dorfpastor irgendwo zwischen Schwerin und Stargard oder sonstwo in Mecklenburg beschlossen hat, obwohl es zunächst ganz traditionell so begann: Theologiestudium von 1958 bis 1965, nach der Ordination Pastor in Lüssow im Kreis Güstrow und dann ab 1971 in einer Plattenbausiedlung vor den Toren des mittelalterlichen Stadtkerns von Rostock, in Evershagen, zusätzlich Stadtjugendpastor. Schon nicht mehr ganz so traditionell war, daß Joachim Gauck seit 1982 die Kirchentagsarbeit in Mecklenburg leitete – bekanntlich gab es in der alten DDR nicht zuletzt aus politischen Gründen keine zentralen Kirchentage mehr, sondern regionale, und eine umso wichtigere Rolle spielten sie in diesem vormundschaftlichen Staat als Ort der Kommunikation, durchaus nicht nur für Christenmenschen. Wie es dem Pfarrer Gauck in Lüssow und Evershagen, wie es ihm auf den regionalen Kirchentagen und bei den großen Friedensgebeten in der Rostocker gotischen Marienkirche ging, darüber allerdings schweigt sich die kleine Rostocker Broschüre von 1999 aus, der Kollege, dem die Laudatio zugefallen war, scheint es nicht zu wissen, der gelobte, neue Ehrendoktor schweigt über diese Phase des Lebens weitestgehend, erzählt auch keine fröh-

lichen oder traurigen Geschichten aus dem Studium an der Fakultät, die ihn da gerade auszeichnet, eine klassische Form norddeutscher Zurückhaltung, so scheint mir.

Unter meinen Büchern findet sich natürlich nicht nur ein Heftchen über Joachim Gauck, und das wäre wohl auch eine allzu schmale Basis für eine Vorstellung; dreißig Titel nennt der Online-Katalog der Preußischen Staatsbibliothek, darunter die Augsburger Universitätsreden Nummer 57 von 2006, die Dokumentation der Verleihung der Würde eines Doktors der katholischen Theologie ehrenhalber und manches andere. Nun kann ein vielbeschäftigter Universitätspräsident nicht alles lesen, was Joachim Gauck in eigenem Namen, gemeinsam mit anderen und seit 2. Oktober 1990 als *Sonderbeauftragter für die personenbezogenen Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes* beziehungsweise seit Dezember 1991 als *Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR* geschrieben hat, allzumal, wenn er wenig von der Praxis hält, andere für sich lesen zu lassen.

Also bekenne ich ganz offen, daß ich zur Vorbereitung dieser Vorstellung neben den üblichen Quellen im weltweiten Netz noch genau zwei andere Büchlein gelesen haben – eines nach- und eines neu gelesen. Nachgelesen habe ich in dem Büchlein, das Joachim Gaucks Rede in der Tübinger Gedenkveranstaltung zur fünfzigjährigen Wiederkehr des gescheiterten Attentats vom 20. Juli 1944 dokumentiert, damals war ich frisch habilitierter und nach Jena berufener Kirchenhistoriker und gönnte mir gleichsam den Festakt zum Abschied aus Tübingen. Auch in dieser Rede deutet Gauck die persönlichen Prägungen einer Jugend in der DDR nur zart an, genauso zart wie fünf Jahre später in Rostock: »Ich denke an meine Jugend, die Junge Gemeinde in der DDR, ..., und an die guten Dinge, die ich dort lernte durch Worte und noch mehr durch Haltungen. ... Ich denke an die Diakone und Pfarrer, die mich gelehrt haben, ›Nein‹ zu sagen, als ›Ja‹ verlangt wurde« (14). Inwieweit seine Überlegungen zur Zivilcourage, die er 1994 in Tübingen unter dem Titel »Wahrnehmen – Aushalten – Widerstehen. Zivilcourage: Erwägungen zu einem schwierigen Begriff in einem schwierigen Jahrhundert« vortrug, persönlich grundiert waren, konnte man genauso nur ahnen wie bei dem Vortrag 1999 in Rostock unter dem Titel:

»Wahrnehmen, Widerstehen, Gestalten. Anmerkungen zu Transformationsproblemen posttotalitärer Gestalten«. Zweimal ein Gauckscher Dreischritt, ein Dreischritt, der beide Male mit der Wahrnehmung einsetzt. Hier sind die Bemerkungen am ehesten persönlich grundiert: Der Rostocker Student, der nichts wahrnimmt vom Widerstand gegen den stalinistischen Staat, der Bundesbeauftragte, der sich fragt, »ob nicht eine zu große Sicherheit der überlegenen Moral gegenüber den Unterdrückern gelegentlich auch schädlich sein kann für die schwierige, langwierige und seriöse Arbeit der Faktensammlung« (39), der die allzu deutsche »Überbetonung des moralischen Protestes« durchaus kritisch betrachtet und natürlich die posttotalitäre Verklärung der Diktatur: »Die Akten einer Diktatur sind die Apotheke gegen Nostalgie«, lautet einer dieser wunderschön knappen, treffenden Gauck-Sätze.

Wenn man die beiden »Versuche«, den Tübinger und Rostocker, nachliest, studiert, wie Gauck im Gauckschen Dreischritt das Wahrnehmen beschreibt, ist man beeindruckt von der tiefen Fundamentierung der Beschreibung von Wahrnehmung – durch politikwissenschaftliche Theoriebildung, durch philosophische Konzepte, von Hannah Arendt bis Karl Popper und weiter im Alphabet reicht der Reigen der Theoriebildungen, die Gauck ebenso selbstverständlich wie nüchtern synthetisiert bei seinen Versuchen der Wahrnehmung. Die Reihe der Namen markiert ihn als Kind einer spezifischen Form spätneuzeitlicher Aufklärung, und diese nüchterne Königsberger Allianz von Protestantismus und Aufklärung gegen Obskurantismus und Totalitarismus ist ja, meine sehr verehrten Damen und Herren, vielleicht einer der interessantesten Beiträge des evangelischen Christentums zur neuzeitlichen Welt, jenseits von lutherischer Obrigkeitsfrömmigkeit und calvinistischem Arbeitsethos. »Aber«, sagt Gauck, »der Mensch hat trotz Manipulierung, Konditionierung und mannigfaltiger Prägung die Fähigkeit zur Wahrnehmung sowie zur Rückkehr zu sich selbst, zum eigenen Gewissen« (19). So formuliert protestantische Aufklärung, so agiert der protestantische Aufklärer, indem er die Wahrnehmung schärfen hilft und zur Rückkehr zum eigenen Gewissen anleitet, ganz egal, ob im Amt des Bundesbeauftragten oder danach, im Ruhestand, in vielfältigen ehrenamtlichen Funktionen.

In beiden Gauckschen Dreischritten, dem Tübinger wie dem Rostocker, ist auch vom Widerstehen die Rede. Und es fällt auf, daß »Widerstehen« von Gauck nicht nur im Vergangenheitstempus verhandelt wird. »Wir träumten vom Paradies und wachten auf in Nordrhein-Westfalen«, lautet ein anderer, wunderbar knapper und treffender Satz von ihm. Da kritisiert einer das westliche Lagerdenken, die erkennbaren Probleme der Parteiendemokratie und zieht große Linien zu anderen Formen des Lagerdenkens in der deutschen Geschichte, ohne die Unterschiede klein zu reden: »Obwohl kein Politbüro Leitlinien ausgibt, stellt sich mir allzu häufig Bekanntes im unbekannten Westen vor: die verfestigte Lagermentalität« (16). Da kritisiert einer, fein beobachtend, sein Vaterland in Ost und West als »Land des Gehorsams« (21), als Land des selbstverliebten, melancholischen Verklärens der eigenen Ohnmacht, von Orientierungsschwierigkeiten in einer der Spätmoderne, die Habermas als neue Unübersichtlichkeit charakterisiert hat, aber auch von fundamentaler Verweigerung und Selbstbetrug, »die Fakten der Repression in Gänze anzuerkennen«, wie Gauck formuliert (41) – ich bin versucht, aus aktuellem Anlaß zu ergänzen: den Unrechtsstaat als Unrechtsstaat anzuerkennen. Denn die in diesen Tagen vorgetragenen Versuche semantischer Reckaufschwünge zu diesem Begriff, gerade auch von Bewerbern um höchste Staatsämter, enden jeweils mit dem Absturz auf den kalten Boden, eine passable Straßenverkehrsordnung mit grünem Pfeil an Ampeln macht noch keinen Rechtsstaat und ein wenig Recht im Unrecht säuert noch nicht den ganzen Teig.

Ein drittes Büchlein gelesen zu haben, hatte ich vorwitzig eingestanden. Ein nachdenklicher Gauck in Schwarz-Weiß blickt vom Titel des Büchleins »Die Stasi-Akten«, Hamburg 1991. Ja, es war und ist vermutlich kein Vergnügen, in diese Berichte zu schauen, und nur wenige vermögen, wie ebenfalls 1994 und unvergeßlich der aus Halle nach Tübingen gekommene Chemiker Peter Bohley, durch die Lektüre der Akten Lachstürme im Publikum zu erzielen und sich auf diese Weise selbst von den Schatten der finsternen Gestalten zu befreien, »verlachen« als Form der Vertreibung und des befreiten inneren Umgangs mit den Finsternissen der Vergangenheit. Die Sätze des Büchleins sind kurz und knapp, die Erzählung fesselnd, die Analyse leuchtend klar: »Das Zen-

tralarchiv gilt als das schwerste Haus von Lichtenberg, weil die Wände und Böden aus besonders dickem Beton gefertigt wurden, um den Belastungen durch die gewaltigen Papiermassen überhaupt standhalten zu können« (12). Bildlicher kann man wahrscheinlich über die Dokumentationswut und damit über die ungeheueren Dimensionen der Überwachungstätigkeit des Ministeriums für Staatssicherheit nicht sprechen. Und unter der Überschrift »die Herrschaft der Angst« findet sich in diesem Büchlein übrigens dann auch eine sehr bedrückende Schilderung der Verhaftung eines Rostocker Arbeitsschutz-Inspektors für Seefahrt samt ihrer Folgen – der Verhaftung von Vater Gauck und ihrer Auswirkungen auf den Sohn und seine Existenz unter dieser Herrschaft der Angst.

Drei Büchlein sind viel zu wenig, und zehn Minuten reichen nicht, um einen protestantischen Aufklärer par excellence vorzustellen, um einen leidenschaftlichen Pädagogen der Befreiung unter der Maske eines zurückhaltenden Norddeutschen zu enttarnen, um die vielen Beobachtungen eines sensiblen Beobachters zusammenzutragen. Aber ich kann beruhigt vom Mikrophon treten, denn jetzt wird Klaus Saur, ein Meister des Gesprächs, Joachim Gauck all' das entlocken, was zu entbergen mir aus Mangel an Lektürezeit oder welchen Gründen auch immer versagt blieb. Vielen Dank für Ihre Geduld.

HUMBOLDT-REDE ZU EUROPA VON ANGELA MERKEL

Als Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland waren bislang Rechtsanwälte beim Oberlandesgericht wie Konrad Adenauer tätig, Leiter von Forschungsinstituten der Wirtschaft wie Ludwig Ehrhard, Journalisten wie Willy Brandt und Diplomvolkswirte wie Helmut Schmidt. Sie sind die erste Naturwissenschaftlerin in diesem Amt – und die Frage liegt nahe, ob es Folgen für dieses Amt hat, wenn jemand es ausübt, der in Berlin-Adlershof chemische Reaktionen nicht im Experiment nachvollzogen, sondern mathematisch simuliert hat, der die Welt nüchtern zu berechnen versteht. Ist man als chemische Physikerin von Berufs wegen pragmatischer als der politische Journalist? Für unkonventionelle Lösungen aufgeschlossener als der Verwaltungsjurist? Und ist man, an das Arbeiten im Team ganz selbstverständlich gewohnt, weniger professoral als der Honorarprofessor für Wirtschaftswissenschaften? Ganz gewiß bin ich nicht der erste Mensch auf Gottes Erdboden, der diese Frage aufwirft; eine Bundeskanzlerin, ihre Worte, ihr Handeln, werden ständig gedeutet, von politischen Journalisten gedeutet, von Professoren.

Wir fühlen uns geehrt, liebe Frau Merkel, daß dieses Deutungskarussell berufener und unberufener Interpreten heute zunächst einmal unterbrochen wird und Sie zu einem zentralen Thema, das uns hier an der Humboldt-Universität am Herzen liegt, das Wort ergreifen und es aus Ihrer Sicht interpretieren. Wenn eine Universität nicht Forschung im Elfenbeinturm treiben will, sondern mitten in der Gesellschaft, die sie ja schließlich finanzieren soll, dann muß sie zur Kenntnis nehmen, wie die Politik magistrale Forschungsgegenstände (wie eben den weiteren europäischen Einigungsprozeß) behandelt – und kann erst dann versuchen, Politik bei ihrem nicht ganz einfachen Geschäft wissenschaftlich zu beraten. Es ist daher wunderbar, daß im Rahmen der Humboldt-Reden zu Europa seit einigen Jahren Politiker und Politikerinnen von Rang und Einfluß sprechen, ausländische wie deutsche, und es wäre unnatürlich, wenn ausgerechnet die Bundeskanzlerin in dieser Reihe fehlen würde. Dem krankheits halber verhinderten Europarechtler Ingolf Pernice und seinem freundlich eingesprungenen Kollegen Georg Nolte ist dafür ganz, ganz herzlich zu danken.

Natürlich, verehrte Frau Bundeskanzlerin, liebe Frau Merkel, hätte eine Universität auch tausend andere Dinge mit Ihnen zu bereden – aber Sie wissen

aus familiärem Kontexten ja nur zu gut, daß für die Bildungsrepublik Deutschland noch wichtiger als zügig bereitgestellte Abwrackprämien die noch in dieser Legislaturperiode bewilligten Aufbauprämien von Hochschulpakt und Exzellenzinitiative sind, nicht zuletzt als politisches Signal für den Fortbestand der Bildungsrepublik in Krisenzeiten. Aber: Wem sage ich das? Wie es in Berlin-Adlershof nach 1990 weiterging, ist Ihnen ja auch nach Ihrem Wechsel in die Politik, der, wenn ich recht sehe, als ehrenamtliche EDV-Administratorin begann, nicht gänzlich verborgen geblieben, um es ganz vorsichtig zu formulieren. Nein, bei dieser kurzen Erinnerung an Bekanntes möchte ich es jetzt bewenden lassen, denn wir freuen uns auf Unbekanntes, Neues von Ihnen zum großen europäischen Thema, in zwei Abschnitten: Zuerst werden Sie zu uns sprechen, dann für eine kurze Fragerunde zur Verfügung stehen. Frau Bundeskanzlerin, es ist uns eine Ehre, daß Sie eine europapolitische Grundsatzrede in einem solchen Haus der Wissenschaft halten und daß Sie sie bei uns halten.





Unsere Förderer segeln nach Amerika. Oder surfen zu www.hug-berlin.de



Zum 200. Jubiläum der „Mutter aller modernen Universitäten“ denken wir an ihre Namensgeber. An Wilhelm von Humboldt, den Gründer. Und an Alexander, der hier die Naturwissenschaften etablierte und die Grundlagen für Helmholtz, Virchow und Robert Koch legte. An eine Leistung des berühmten Amerikareisenden Alexander wollen wir dabei besonders erinnern; Er war auch Wissenschaftsförderer. Tausende seiner Briefe zeugen davon, wie viel Zeit und Engagement er für den Nachwuchs einsetzte. Als Mitglied der Humboldt-Universitäts-Gesellschaft können Sie es ihm jetzt gleichtun – unter www.hug-berlin.de



HUMBOLDT
UNIVERSITÄTS
GESELLSCHAFT

Dominique de Villepin Re
Weizsäcker Valéry Giscard d
rich August Winkler Marc
kamp Reinhard Grunwald
pel-Soos Wulff Plinke Mary
Bernhard Schlink Jürgen S

ISBN 978-3-9813135

Joschka Fischer Hans Keilso
Heinrich August Winkler M
der Erich Thies Joachim G